Band 865 ● 2.20 DM

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

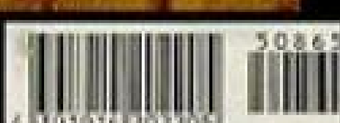
Die große Gruselserie von Jason Dark

Auf ewig verflucht?

Band 865 ● 2.20 DM

Schweiz Fr 2.20 / Österreich S 18

Frankreich F 10.00 / Italien L 2800 / Niederlande f 2.90 / Spanien P 275





Auf ewig verflucht?

John Sinclair Nr. 865

von Jason Dark

erschienen am 31.01.1995

Titelbild von José Luis Marín

Sinclair Crew

Auf ewig verflucht?

Auf ewig verflucht?

Das düstere Haus auf dem Hügel lag vor ihm wie ein leeres Grab! Matteo wußte genau, daß es zu *seinem* Grab werden würde. Es war so beschlossen, und es war immer so gewesen. Das Räumkommando, es bestand aus drei Männern, hatte noch nie jemand laufenlassen.

Einer fuhr den Wagen, die beiden anderen saßen im Fond. Zwischen ihnen Matteo. Er gehörte nicht zu den Männern, die sich leicht ängstigten, aber in dieser Situation wurde selbst ihm mulmig. Das Haus auf dem Hügel, zu dem ein Serpentinenweg hochführte, war längst zu einer Legende geworden. Man konnte hinein, aber nicht mehr hinaus.

Matteo schmeckte das Blut. Klar, sie waren nicht eben zärtlich mit ihm umgegangen. Mit einem Revolverkolben waren ihm einige Zähne eingeschlagen worden. Die weiteren Treffer, in den Magen, hatten ihn vollends groggy gemacht. Mit kalten Wassergüssen hatten sie ihn wieder aus seinem Trauma »geweckt« und in den Totenwagen verfrachtet, einen dunklen Daimler der Oberklasse. Die Klimaanlage sorgte dafür, daß Matteo das kühle Grab stets vor Augen hatte…

***

Wenn er aus dem Fenster schaute, konnte er die Bucht sehen. Sie lag tief unter ihm, eine herrliche Gegend, geprägt von Palmen, Meer und Wind.

Hier dachte man nicht an den Tod. Hier nahm man den Geruch der Blüten auf oder schaute den Wedeln der Palmen zu, die sich im sanften Wind bewegten.

Der schwere Wagen fuhr lautlos die Straße hoch. In den Kurven verhielt er sich wunderbar. Er glitt seidenweich hinein, nur manchmal streiften Zweige seine Karosserie. Die blassen Scheinwerfer des Autos erinnerten an Totenaugen, die nach vorn in die schwarzblaue Dunkelheit der Nacht hineinglotzten.

Noch eine Kehre, dann waren sie am Ziel.

Matteo hätte sich am liebsten nach vorn gebeugt und gewürgt, das aber hätten Maldini und Evani nicht zugelassen. Der Fahrer hieß Baggio und war der jüngste aus dem Killer-Trio.

Die Kurve wurde genommen. Licht flutete gegen den kleinen Platz vor dem Haus mit der breiten Treppe. Die Haustür lag etwas versteckt. Über ihr breitete sich der Boden einer Terrasse aus, zu der auch große Fenster gehörten.

Alle Fenster waren geschlossen, und alle sahen aus wie schwarze Vierecke. Kein Licht brannte hinter irgendeiner Scheibe. Dieses Haus war nicht nur so kühl wie ein Grab, es war auch so düster, und Matteo fing an zu frieren.

Baggio hielt an.

Er war der erste, der die Tür öffnete und ausstieg. Als Evani und

Maldini den Wagen verließen und sich verteilten, hatte Baggio eine kurzläufige Maschinenpistole auf den zuletzt aussteigenden Matteo gerichtet. Der war nicht mehr in der Lage, sich zu wehren. Schmerzen peinigten ihn, als er in einer verkrümmten Haltung den Daimler verließ und schwankend stehenblieb.

Maldini faßte ihn an der Schulter. Sein Griff war knochenhart. Evani war schon vorgegangen. Er nahm leichtfüßig die Treppe und schloß die Haustür auf.

Matteo wurde hineingeführt. Kaum hatte er einen Schritt über die Schwelle getan, da schauderte er zusammen. Nicht allein wegen der Kühle, die hier tatsächlich herrschte, ihm fielen auch zahlreiche Geschichten ein, die man sich flüsternd erzählte.

Manche sprachen davon, daß Menschen in diesem Haus gefressen wurden, andere redeten von blutigen Hinrichtungen und langen Folterqualen, fest stand, daß nur sehr wenige die Wahrheit wußten, vielleicht nur eine Person, und die schwieg.

Maldini stieß die Tür zu. Evani hatte das Licht in der kleinen Halle eingeschaltet, und Baggio hielt Matteo wieder in Schach.

Es war ein leerer Raum.

Matteo schaute sich um. Er suchte nach Blut, nach Haut- und Knochenresten und entdeckte weder das eine noch das andere. Dieses Haus war einfach leer.

Wenn es irgendwelche Folterinstrumente gab, dann standen sie in anderen Räumen oder im Keller vielleicht, aber nicht in dieser Halle.

Er wurde abgeführt.

Es standen mehrere Türen zur Auswahl. Sie hätten auch eine Treppe hochgehen können, aber Evani schritt auf eine bestimmte Tür zu. Er schloß sie auf und öffnete sie.

Dann nickte er den anderen zu.

Matteo, der trotz seiner Furcht sehr aufmerksam war, hatte durchaus den ängstlichen Blick bemerkt, den Evani in den dunklen Raum hinter der Tür hineingeworfen hatte.

Dort also war es.

Matteos Magenmuskeln krampften sich zusammen. Auf einmal war sein Schweiß eisig, und die Kleidung klebte ihm am Körper. Er traute sich nicht, über die Stirn zu wischen, im Mund schmeckte er noch immer das eigene Blut. Maldini stand hinter ihm. Erst als Evani nickte, erhielt Matteo einen leichten Stoß in den Rücken, der ihn direkt auf die offene Zimmertür zutrieb. Er wußte, wo er hineingehen mußte.

An Evani ging er vorbei.

Nicht ein Muskel zuckte in dessen Gesicht. Keiner der drei Männer hatte während der Fahrt gesprochen, und auch jetzt sagten sie nichts, sie warfen nur die Tür zu, kaum daß Matteo den Raum betreten hatte.

Schluß, vorbei!

Auf einmal war es stockfinster. Obwohl Matteo die Augen weit aufgerissen hatte, bekam er nichts zu sehen. Die Finsternis zwischen den Wänden hüllte ihn ein.

Ein Zurück?

Nein, das gab es nicht mehr. Er war ein Gefangener. Er würde die Qualen erleiden müssen, und durch seinen Kopf flirrten die schlimmsten Gedanken. Er dachte an schreckliche Foltermethoden, zu denen Menschen fähig waren, und auch er war an einem Punkt angelangt, wo er nicht mehr konnte.

Er schrie!

Und diese Schreie flößten Angst ein. Sie irrten durch den Raum, sie brachen sich an den Wänden, und sie peitschten wieder zurück in seine Ohren, die er sich irgendwann zuhielt.

Das konnte er, denn man hatte ihm keine Handschellen angelegt. Die andere Seite war sich ihrer Sache sehr sicher gewesen, und auch jetzt würde er nicht entkommen können.

Es passierte nichts.

Erst nach einer Weile fiel Matteo auf, daß er in Ruhe gelassen wurde.

Nicht daß es ihm etwas ausgemacht hätte, aber er wunderte sich schon darüber. Es war nicht ein Geräusch zu hören. Absolute Stille herrschte. Hinzu kam die Dunkelheit, und Matteo stellte erst jetzt fest, daß es in diesem Raum nicht ein einziges Fenster gab.

Dieser Raum war ein schwarzer Schlund in den kein Licht drang.

Er hörte sich selbst röchelnd atmen. In seinem Leib zuckten die Schmerzen wie Stiche. Seine Lippen waren so geschwollen, daß er nicht sprechen konnte, auch am Hals hatte ihn ein Schlag erwischt und dort eine Schwellung verursacht.

Für ihn würde es am schlimmsten sein, wenn er auf der Stelle stehenblieb und nichts tat. Matteo wollte sich bewegen, und er streckte die Arme aus, als er die ersten Schritte ging. Schon bald streiften seine Hände über die glatte Wand hinweg. Das beruhigte ihn etwas, denn er hatte einen Halt gefunden.

Die Wand ließ er auf seiner Wanderung durch den Raum nicht los. Dann ertastete er die Tür. Als seine zitternden Hände auf der Klinke lagen, hatte er für einen Moment das irrwitzige Gefühl, sie nach unten zu drücken und die Tür öffnen zu können.

Es war ein Wunschtraum, und es blieb für ihn ein Wunschtraum. Die Tür war zu, abgeschlossen, und als Matteo voller Wut und Enttäuschung dagegen hämmerte, da stellte er anhand der Echos fest, daß sie noch verstärkt worden sein mußte.

Erschöpft sank er schließlich vor der Tür zusammen. Aus der Hocke kippte er in Rückenlage. So blieb er auch auf dem kalten Steinboden liegen, die Augen weit geöffnet, gegen eine Decke starrend, die er nicht einmal ahnen konnte. Sie lag für ihn weiter weg als die

schwarzen Löcher im All.

Irgendwann schoß ihm ein Gedanke durch den Kopf. Ich liege hier und warte, dachte er. Auf was warte ich? Auf den Tod? Bestimmt, denn der Tod hat viele Gesichter. Matteo konnte hier verdursten oder verhungern. Sicherlich hatten sich seine Feinde auch andere Dinge ausgedacht, um ihn kleinzukriegen.

Sie haben mich hier zurückgelassen. Eingesperrt in völliger Dunkelheit.

Was erzählte man sich über dieses Haus? Daß es eine Falle war. Eine gefährliche, eine tödliche Falle, in die ein Mensch hineinrutschen konnte? Wer hinter diesen Mauern verschwunden war, der war nicht mehr zurückgekommen, den hatte niemand mehr gesehen. Selbst das Meer hatte kein einziges Opfer zurück ans Ufer gespült.

Wo waren sie?

Matteo fand es verrückt, sich darüber Gedanken zu machen. Es waren nicht seine Sorgen. Die anderen hatten es hinter sich, er aber hatte alles noch vor sich.

Damit begannen die echten Probleme.

Er schluckte. Auch das fiel ihm schwer. Die Lippen waren wund. Immer wieder rissen sie auf, wenn er den Mund bewegte. Dann quollen erneut kleine Blutstropfen aus den Wunden. Er schmeckte sie auf der Zunge. Auch die Schmerzen im Körper machten sich wieder bemerkbar. Er fragte sich, warum sie ihn nicht gleich in die Bucht geworfen hatten. Beton an den Füßen, dann wäre die Sache erledigt gewesen.

Sie hatten ihn als einen Verräter angesehen. Nur weil er die Organisation um ein paar tausend Dollar betrogen hatte. Das konnte sie verkraften. Was hatten die anderen Verschwundenen getan?

Matteo versuchte, sich daran zu erinnern. Es wollte ihm nicht gelingen. Er kam einfach nicht darauf.

Die Dinge liefen nicht gut, sie rannen ihm einfach davon.

Wie lange er schon in diesem leeren Raum lag, wußte er nicht. Es war nicht nur die Finsternis, die ihn bedrückte, es war auch das Alleinsein, das Wissen darum, daß ihm keiner helfen würde. Es wußte auch niemand, wo er sich aufhielt.

Etwas fiel ihm auf.

Es war der Geruch.

Er schwang durch den Raum, kitzelte seine Nase, und Matteo verzog die Lippen.

Er mochte den Geruch nicht. Er war so anders. Wenig frisch. Es roch nicht nach Sommer oder Sonne, es stank, als wäre jemand aus dem Grab gekrochen. Es stank faulig, auch nach Blut. War es etwa sein eigenes?

Matteo hatte keine Ahnung. In der Dunkelheit war nichts zu sehen.

Sie hatten ihm auch alles abgenommen. Er besaß keine Zündhölzer und kein Feuerzeug. Es war überhaupt nicht daran zu denken, hier einen Lichtfleck zu schaffen.

Er mußte in der Dunkelheit bleiben.

Von der Tür bewegte er sich weg. Wieder schnupperte Matteo dabei.

Ja, keine Täuschung, da war etwas. Da wehte zwischen den Wänden ein Gestank wie ein Leichentuch, an dem noch Blutreste klebten. So etwas hatte er noch nicht erlebt, damit hatte er auch nicht gerechnet, und er wollte plötzlich wissen, was dies war.

Matteo stand auf.

Wie ein alter Mann, dachte er. Wie ein alter Mann komme ich hoch. Und so fühle ich mich auch. Er hatte den Mund weit aufgerissen und keuchte laut. Der Schwindel war da, er stützte sich an der Wand ab, es ging ihm danach besser.

Jetzt wehte ihm der Geruch von vorn entgegen…

Keine Täuschung, kein Zweifel. Der mußte aus der Wand gedrungen sein. Moder aus der Wand.

Blutgeruch aus der Wand. Aber da… da…

Matteo war alarmiert, denn in der Wand bewegte sich etwas. Er sah Umrisse, die merkwürdigerweise heller waren als die Umgebung.

Da zeichnete sich etwas ab. Möglicherweise eine Figur.

Nein, das war keine Figur. Matteo staunte, und der Atem stockte ihm. Was sich da schwach in der Wand abzeichnete, aber doch gut zu erkennen war, das war ein Gesicht.

***

Wieso?

Er fragte sich, obwohl er sich selbst keine Antwort geben konnte. Aber er konnte nicht anders. Die Fragen schossen auf ihn nieder wie Blitze, und er dachte darüber nach, was das Gesicht in der Wand überhaupt bedeuten konnte.

Oder hatte er es sich eingebildet?

Matteo stand breitbeinig auf dem Fleck. Den Mund verzerrt, den Atem pfeifend durch die geschwollenen Lippen ausstoßend. Dieses Gesicht hatte etwas zu bedeuten, und es mußte mit dem zu tun haben, was den anderen passiert war.

Ist es der Killer?

Die Frage peitschte ihn innerlich hoch. Er war völlig durcheinander. In seinem Innern staute sich etwas, das irgendwann aus ihm herausbrechen mußte, und Matteo gab zu, sich noch niemals zuvor so schreien gehört zu haben. Er hörte sich zudem stöhnen, und er konnte nicht anders, als nur auf das verfluchte Gesicht zu schauen. Ockergelb war es, mit einem Stich ins Graue. Er sah einen Mund, er sah auch eine Nase, eine Stirn, nein, die nicht, denn der obere Teil des Gesichts

tauchte in die Wand ein, die aber - oder war es nur Gesicht? - Risse bekommen hatte. Ein Muster aus feinen Rissen, die das Gesicht durchfurchten, und er sah zwei Augen in der Wand. Kalte, blaue Perlen. In Kopfhöhe. Sie starrten ihn an, und sie sandten ihm etwas entgegen, das ihm den Angstschweiß aus den Poren trieb.

Es war eine Botschaft aus einer anderen Welt, die Matteo nicht begriff. Er starrte nur in die verfluchten blauen Augen. Darin leuchtete etwas, dem er nicht entkommen konnte. Das hatte etwas Grauenvolles an sich, das war schlimm.

Kein menschliches Gesicht.

Nein, sicherlich nicht.

Menschen sahen anders aus. Sie lebten auch nicht in der Mauer. Seine Gedanken überschlugen sich.

Er geriet an einen Punkt, so daß er nicht mehr wußte, was er überhaupt noch denken sollte. Der Schweiß war ihm noch stärker aus den Poren getreten. Er spürte nicht nur einen Druck in sich selbst, Matteo stellte auch fest, daß dieses Gesicht eine ungewöhnliche Faszination auf ihn ausübte.

Es zog ihn an.

Er mußte hin!

Der Gefangene fand es selbst lächerlich, aber es gab keine andere Lösung, sosehr er sich dagegen auch stemmte. Dieses Bild in der Wand glich einem Magneten, und er war das Stück Eisen, das sich dagegen nicht wehren konnte.

Er ging los, auf unsicheren Beinen, hielt die Arme dabei ausgestreckt. Er ging weiter und weiter, das Blut rauschte durch seine Adern.

Die Augen.

Faszinierend, von einem hellen Blau, wie er es bei einem Menschen noch nie gesehen hatte. Wobei sich Matteo von dem Gedanken befreien mußte, es hier mit einem Menschen zu tun zu haben.

Nein, das war kein Mensch, auch wenn es so aussah. Das war ein Ding in der Wand, das nur aussah wie ein menschliches Gesicht. Matteo sprach ihm die menschlichen Eigenschaften einfach ab, und trotzdem kam er nicht umhin, sich dem Gesicht zu nähern.

Er wollte es.

Er mußte es.

Er konzentrierte sich auf den Mund. Die Lippen deuteten sich im Gemäuer nur an, aber sie hatten sich zu einem seiner Meinung nach widerlichen Lächeln verzogen. Dieses Lächeln war wissend.

Wer immer in der Wand seinen Platz gefunden hatte, der wußte genau, daß Matteo ihm nicht entwischen konnte.

Der Raum war nicht sehr breit. Trotzdem kam er Matteo so breit vor. Es dauerte eine Weile, bis er ihn durchquert hatte und plötzlich das Gesicht übergroß vor sich sah. Es befand sich in seiner Augenhöhe. Er

selbst konnte in das Blau der anderen Augen hineinschauen, er konnte in sie eintauchen, und er würde darin versinken wie in einem tiefen See. Das also war die Lösung des Rätsels.

Man ließ die Gefangenen mit dem Gesicht allein.

Er ging noch weiter vor und prallte gegen die Wand.

Etwas hatte ihn übernommen und geleitet. Er war in diesem Moment nicht mehr Herr seiner Sinne gewesen.

Die Wand!

Er wollte weg.

Es ging nicht.

Matteo schaffte nicht einen Schritt zurück. Das Eisen klebte jetzt am Magneten. Er kam da nicht weg. Alles Fremde war stärker und wellte sich über ihn.

Er spürte die Furcht, die für ihn zu einer schrecklichen Angst angewachsen war. Er sah keine Hände, trotzdem war jemand dabei, seinen Kopf zu fassen und ihn zu drehen.

Warum? Wieso? Wer tat so etwas? Warum schaffte er es nicht, sich dagegen anzustemmen?

Arme, die er nicht sah, hielten ihn fest. Hände, die er ebenfalls nicht sah, beschäftigten sich mit seinem Kopf und drehten ihn zur Seite, wobei sie ihn gleichzeitig vordrückten. Fast bis an die Wand…

Und da war das Gesicht. Es war zudem damit beschäftigt, den Mund zu öffnen. Matteo hörte gleichzeitig ein Rauschen in seinem eigenen Kopf. Stimmen möglicherweise, fremd und böse. Sie lockten ihn, sie wollten ihm klarmachen, daß es keinen Sinn hatte.

Jetzt war der Mund geöffnet.

Matteo erstarrte. Er stand so weit von der Wand entfernt, daß er diesen Mund genau gesehen hatte.

Er sah Zähne darin wie aufgereiht. Sie schimmerten in einem leichten Gelb. Alle waren vorhanden, aber nicht jeder paßte zu den anderen.

Da gab es vier Zähne, die aus der Reihe fielen.

Zwei oben und zwei unten. Sie wuchsen einander entgegen, ohne sich allerdings zu berühren. Das aber war nicht der Schrecken an sich. Als er genauer hinschaute, da sah er, daß die Zähne angespitzt waren, ihn an stumpfe Dolche erinnerten, aber zugleich noch an etwas anderes: an Vampire! Dieser Begriff schoß ihm heiß durch den Kopf.

Matteo kam es vor, als wären die Buchstaben, die dieses Wort bildeten, dabei, sich in Blutstropfen aufzulösen.

Ein Vampir!

Wie ein Schrei. Wie ein Ruf nach Hilfe, aber auch der Schrei des Entsetzens.

Es gibt keine Vampire. Es gibt keine Vampire. Das ist alles verrückt! Das sind Märchen. Es gibt sie nicht, es gibt sie…

Sein Kopf drehte sich.

Matteo hat nichts dazu beigetragen. Er konnte daran nichts ändern, daß sich der Kopf zur Seite hin neigte und sich die Haut an einer bestimmten Stelle des Halses straffte.

Sie war bereit.

Dann folgte der Biß!

Bis zu diesem Moment hatte Matteo es nicht glauben wollen. Er wurde eines anderen belehrt, denn es drangen nicht nur zwei Zähne in die straffe Haut seines Halses, es waren mehr.

Er spürte sie an vier verschiedenen Stellen. Er klebte an der Wand, er kam nicht weg. Er war das Stück Eisen, und er hörte ein widerlich klingendes Schmatzen und Saugen, wobei aus seinen Halswunden das Blut nur so sprudelte.

Es war schrecklich.

Er kam nicht mehr weg. Die Knie gaben nach, die Kraft verließ seinen Körper. Aber er spürte auch den Schmerz nicht mehr. Die Welt lullte ihn ein, sie versank, sie wurde zu einer schwarzen Röhre, die ihn aufsaugte. Tiefer und tiefer, und es gab kein Licht in diesem Tunnel.

Das Gesicht aber saugte ihn bis zum letzten Tropfen leer…

***

Der Unbekannte hatte mich in dieser Nacht weder in einen Park noch in eine Kneipe bestellt. Ich hockte auch nicht in einem Restaurant, ich befand mich im Freien und saß auf einer Bank am Themse-Ufer, von wo aus ich nicht nur auf den Fluß schauen konnte, sondern auch auf die Uferstraße davor, die Grosvenor Road. Es war eine der Stellen, wo die Themse einen ihrer berühmten Bogen machte, und der Stadtteil hieß Pimlico, wobei sich hinter mir die Pimlico Gardnes ausbreitete, ein schmales Grüngebiet, dessen Bäume voll im sommerlichen Saft standen. Das Rascheln der Blätter gehörte ebenso dazu wie das Rauschen des Flusses, und die allmählich einsetzende Dunkelheit legte sich wie ein Schleier über die Millionenstadt. Sie sorgte dafür, daß die Lichter eingeschaltet wurden, und auch die Oberfläche des Flusses von zahlreichen Reflexen berührt wurde.

Es war ein schöner Abend - lau, warm, leicht windig, nicht schwül, ein richtiger Sommerabend.

Kein Vergleich zu der drückenden Hitze des letzten Falls, der Suko und mir unter anderem eine Reise in das versunkene Atlantis beschert hatte.

Das lag zum Glück hinter uns, und es gab auch Karas grausame »Schwester« nicht mehr.

Dafür gab es mich, und es würde oder sollte auch bald einen Menschen geben, mit dem ich verabredet war, und der mir etwas über verschwundene Menschen erzählen wollte, angeblich auch Dinge, die sich mit Schwarzer Magie beschäftigten, Vampire und so weiter.

Jedenfalls hatte er ziemlich durcheinander geklungen, und ich hätte schon den Hörer aufgelegt, wenn nicht der Name Logan Costello gefallen wäre und der Anruf er mir zudem klargemacht hatte, daß die Organisation mit im Rennen lag.

Man konnte auch einen anderen Namen wählen - Mafia!

Da hatte ich natürlich die Ohren gespitzt. Zudem ging es um Logan Costello, Londons Mafioso Nummer eins. Wenn ich es mit ihm zu tun bekam, war ich immer besonders motiviert, denn bisher war es dem Betongesicht immer wieder gelungen, durch die Maschen zu schlüpfen und im Hintergrund die Fäden zu ziehen.

Zu Gesicht hatte ich ihn lange nicht mehr bekommen, aber es gab ihn noch, und die Menschen zitterten auch weiterhin vor ihm. Costello war ein Phänomen. Er hatte die Russen-Mafia ebenso überstanden wie die asiatischen Triaden, die ebenfalls nach Europa eingedrungen waren und ihre Landsleute mit einem grausamen Terrornetz überzogen.

Einheimischen Banden standen sie oft genug im Weg. Nicht immer gewannen die Alteingesessenen.

Costello aber hatte es geschafft. Das sprach in gewissen Kreisen für ihn und möglicherweise auch für die Kräfte des Bösen, mit denen er sich gern umgab.

Vor Jahren war es besonders intensiv gewesen, danach hatte es aufgehört, weil Costello nicht die Erfolge hatte erringen können, die sich die andere Seite wünschte, aber er hatte sich nie von diesen Dingen ganz befreien können.

Wie der Mann aussah, den ich treffen sollte, wußte ich nicht. Er hatte mir nur gesagt, daß er mich erkennen würde und ab einer bestimmten Uhrzeit auf mich warten wollte.

Der Platz war nicht schlecht gewählt. In dieser herrlichen Nacht hatte es zahlreiche Menschen hinaus ins Freie getrieben. Vor allen Dingen wollten sie die Kühle in der Flußnähe genießen, und die meisten der Bänke waren besetzt. Ich saß allein, keiner wollte sich zu mir setzen, was ich auch gut fand, so konnte ich die Umgebung beobachten und die Menschen im Auge behalten.

Es waren alle Rassen und Hautfarben vertreten. Alte, junge, bunte, hier pulsierte das Leben, ohne überschäumend und nervenaufreibend zu wirken, weil doch alles in einer gewissen Ruhe ablief.

Kein großer Krawall, keine Schreierei, auch keine Aggressivität. Man hatte einfach Spaß daran, diesen Abend zu genießen, und ein chinesisches Paar fiel da kaum auf, das Hand in Hand über den Weg schlenderte und mich schon zweimal passiert hatte.

Jedesmal hatte ich den Kopf geschüttelt. Suko und Shao hatten dieses Zeichen verstanden und waren weitergegangen.

Ich hatte sie gewissermaßen als Rückendeckung mitgenommen, denn

mir stank die Sache.
Einen besonderen Grund konnte ich nicht angeben. Es ging um die Erfahrung. Es war immer gefährlich, sich mit jemandem zu treffen, der etwas über die Mafia verraten wollte. Das Leben dieser Personen hing oft genug an einem seidenen Faden. Oft hatte man sie schon als Verräter ausgemacht, ließ sie aber noch an der langen Leine laufen, um zu einem bestimmten Zeitpunkt zuschlagen zu können.
Noch war ich nicht besucht worden. Ich genoß den Blick, den Fluß, die Luft und auch die Menschen.
Ein magerer Typ, dessen Haare aussahen wie dunkle, in Öl getauchte Spaghettis, schlich an mich heran und setzte sich blitzschnell auf das andere Ende der Bank. Der Kerl trug ein blasses T-Shirt, das ihm bis über den Hosengürtel reichte. Seine Hände bewegten sich nervös. Die Haut hatte in der Dunkelheit einen olivfarbenen Ton bekommen.
War das mein Informant?
Ich konnte es nicht glauben. Dieser Zappelkasper sah aus, als wäre er vollgedröhnt worden mit irgendeinem dieser modernen Gifte, die es als Tabletten zu kaufen gab. Sein Blick flackerte. Er traute sich nicht, mich anzusprechen, obwohl er immer wieder seinen Kopf in meine Richtung drehte.
Ich tat ihm den Gefallen. »Was willst du?«
»Ich brauche was.«
»Wie schön.«
Er rückte näher. »Stoff.« Ich hob die Schultern.
Er kam noch näher. »Ehrlich, ich brauche Stoff. Ich will ihn mir auch kaufen, aber ich bin blank. Ebbe, pleite, verstehst du? Deshalb brauche ich Kohle.«
»Von mir?«
»Ja.«
Ich schüttelte den Kopf.
Der dürre Knabe gab nicht auf. »Du… du brauchst es nicht umsonst zu tun, ich habe eine tolle Adresse für dich. Girls, jung, Frischfleisch aus Osteuropa und aus Asien. Ich weiß, wo du sie finden kannst. Die machen alles mit dir - alles.«
»Ach ja? Wo denn?«
»Erst die Kohle.«
Ich schaute auf seine Handfläche: Sie war schmutzig, sie zitterte. Nur dachte ich nicht im Traum daran, ihm etwas zu geben. Diese Tricks kannte ich. Er würde das Geld blitzschnell nehmen und damit verschwinden. Das mit den Mädchen war sowieso gelogen.
»Hau lieber ab!« riet ich ihm.
Seine Spaghettihaare hüpften, als er sich bewegte. »Du willst nicht, Mister?«
»Nein.«

»Ich kann es mir auch holen.«

Hinter mir breitete sich ein Geruch aus. Ranzig, und ich wußte, daß der Typ auf der Bank nicht allein gekommen war. Sein Kumpan lauerte auf mich, er würde eingreifen, sobald der andere das Zeichen gab.

Auch der Schrei war nicht zu überhören, obwohl er mehr einem Stöhnen glich.

Fluchend sprang der Haarkünstler von der Bank hoch - und lag plötzlich am Boden, umgerissen von seinem Kumpan, den Suko kurzerhand über die Bank geschleudert hatte.

»Der wollte dir doch eine Nadel in den Nacken rammen, John!«

Die beiden rannten weg. Sie flogen förmlich über den Boden und tauchten im nahen Park ein.

»Damit muß man rechnen.«

Suko nickte. »Ich ziehe mich wieder zurück.«

»Danke für das Aufpassen.«

»Manchmal kann man Hilfe gebrauchen. Hoffentlich war der Anruf keine Finte«, sagte er noch im Weggehen.

»Wenn auch, so haben wir uns zumindest einen netten Sommerabend gegönnt.« Das hatte Suko schon nicht mehr gehört. Ich war seltsamerweise davon überzeugt, daß dieser Anruf keine Finte gewesen war. Es lag einfach an meinem berühmten Gefühl.

Ich behielt recht.

Plötzlich stand er neben mir, schaute kurz auf meinen Kopf und fragte: »John Sinclair?«

»Seit meiner Geburt.«

Er schnaufte und setzte sich. »Glück gehabt«, sagte er leise. »Glück gehabt.«

»Inwiefern?«

»Daß nichts passiert ist.«

»Bei Ihnen?«

»Ja.«

»Sie stehen unter Druck.«

Er lachte, nickte und holte gleichzeitig eine Zigarette hervor. »Und ob ich unter Druck stehe.«

»Wie sehen die Probleme aus?«

»Moment noch.« Er zündete sich das Stäbchen an, und ich bekam Zeit, ihn zu betrachten.

Der Mann stammte aus dem Süden, ein romanischer Typ. Ich dachte an Italien, was ja auf der Hand lag.

Schließlich war es das Geburtsland der Mafia. Er trug ein dunkles Hemd, eine dunkle Hose, und auch sein Haar war dunkel und halblang geschnitten. Ansonsten konnte ich an dieser Person nichts Auffälliges feststellen.

»Um was geht es?«
Er rauchte. »Um die Hölle.«
»Das ist mir zu vage.«
Wieder saugte er an seiner Zigarette. »Sinclair, wenn Sie einsteigen, dann müssen Sie raus aus London, dann müssen Sie nach Italien. In die Nähe von Neapel, verstehen Sie?«
»Noch nicht.«
»Dort hat es begonnen, dort endet es auch, obwohl sich die Spuren zwischendurch bis nach London hinziehen.«
»Welche Spuren?«
»Die Verschwundenen.«
»Und weiter?«
»Vielleicht auch die Toten.«
Jetzt wußte ich zwar auch nicht viel, aber immerhin etwas mehr. »Die Toten?«
Er nickte und hob die Schultern, was mir nicht gefiel, und ich fragte ihn, wie ich das verstehen sollte.
»Es ist nicht schwierig, Sinclair, wenn man es erst einmal weiß.«
»Ich weiß nichts.«
Er nickte. Klar, ich saß hier neben ihm und hörte mir etwas völlig vages an. Wir schwammen, und so etwas nahm ich ungern hin. »Um was geht es genau?«
»Moment«, flüsterte er und hob einen Arm. Er schaute sich um, allerdings unauffällig. Ich sah, wie sich seine Augen bewegten. Sie suchten die Umgebung ab, und ich stellte fest, daß der Mann ziemlich zufrieden aussah. Es war wohl niemand da.
»Wie heißen Sie eigentlich?« fragte ich ihn.
»Keine Namen.«
»Warum nicht?«
»Der Druck ist so groß, Sinclair.« Er holte saugend Luft. »Was wir hier machen, ist kein Spaß. Hier geht es um Leben und Tod, sage ich Ihnen. Das hier kann mich den Hals kosten.«
»Dann wollen wir die Schlinge lockern.«
»Keine Namen!«
»Einverstanden.« Ich ging diesen Kompromiß ein, weil ich weiterkommen wollte.
Wieder zündete er sich eine Zigarette an. Die erste hatte er unter seinem Absatz zermalmt. »Also«, murmelte er, »es geht um folgendes: Die Firma hat immer wieder Probleme mit gewissen Leuten. Wenn diese Probleme zu groß werden und der Firma über den Kopf wachsen, dann wird sie versuchen, sich von diesen Problemen zu befreien.«
»Mord!«
»Kann sein.«

»Wieso nicht? Es ist die Art der Mafia, unbequeme Zeugen aus dem Weg zu schaffen.«

»Das stimmt alles, Sinclair. Ich will auch darauf hinaus. Hören Sie zu. Es gibt einen Ort, an den die Unbequemen hingeschafft werden. Dafür sorgt eine bestimmte Truppe. Dieser Ort liegt in Italien, aber nicht nur Italiener verschwinden dort, auch andere, die zu unserer großen Familie gehören und im Ausland arbeiten. Wenn einem von ihnen der Heimatruf erreicht, dann kann es durchaus möglich sein, daß er nach Italien geholt wird, um dort für immer zu verschwinden.«

»Man versenkt ihn im Meer.«

»Wenn es das wäre…«

»Nicht?«

Der Namenlose winkte ab. »Dafür hätte ich Ihnen keinen Bescheid zu geben brauchen. Das sind geringe Probleme. Über Betonschuhe können wir nur lachen. Es muß etwas anderes geben.«

»Und was?«

»Nun ja, es schwirren Gerüchte umher. Sollte sich nur ein Teil dieser Gerüchte bewahrheiten, dann sehe ich eine große Hölle auf uns zukommen, das kann ich Ihnen versprechen. Dann brennt der Baum und nicht nur er, sondern auch der Wald. Die Männer verschwinden. Sie werden zu Opfern einer bösen Macht, erzählt man sich. Deshalb ist auch nie jemand wieder aufgetaucht. Bei der Mafia herrscht das Gesetz des Schweigens. Keiner macht den Mund auf, zumindest nicht bei einem normalen Mord oder Verschwinden. Aber in diesem Fall ist es anders.« Ich ließ ihn reden, hatte die Ohren gespitzt und machte mir meine Gedanken. Seine Stimme sackte noch mehr ab. Das Flüstern ebbte soeben über den Geräuschpegel der Nacht hinweg. »Diese Männer werden in ein Haus geschafft. In ein kaltes Grab, wie es heißt. Ich kenne einen jungen Priester, der es erlebt hat. Er war nicht in dem Haus, aber er weiß, daß dort etwas Böses vor sich geht. Dieser Priester ist zufällig mit mir verwandt, wenn auch nur entfernt. Er hat mich in London angerufen und davon gesprochen. Und er hat mich auch gefragt, ob ich nicht jemand kennen würde, der da eingreifen kann.«

»Wie kommt er auf Sie?«

»Er hat von ihnen gehört - indirekt.«

»Ach.«

»Es gab da eine Frau, die mein Verwandter ebenfalls kennt. Die ist Sängerin und heißt Mirella Dalera. Sagt Ihnen der Name etwas?«

»Töte, Bajazzo«, murmelte ich nur.

»Wie?«

»Schon gut. Ich habe die gute Mirella bei einem anderen Fall kennengelernt, der mich nach Italien führte. Aber reden Sie weiter. Bisher hat es sich gut angehört.«

»Dann wollen Sie also fahren.«

»Moment, mein Freund, soweit sind wir noch nicht. Ich brauche mehr Informationen.«

»Ich weiß nichts mehr.«

»Auch nichts über das Haus?«

»Zu wenig. Wenn Sie mehr erfahren wollen, müssen Sie in die Nähe von Neapel fahren und mit meinem Verwandten Verbindung aufnehmen. Ich werde Ihnen den Namen sagen. Er heißt Ernesto Dorani, und er ist sauber, clean, das weiß ich.«

»Also kein Krakenarm der Mafia.«

»Richtig.«

»Und er weiß mehr?«

Der Mann neben mir trat seine Zigarette aus. »Ich hoffe es. Er muß einfach mehr wissen, sonst hätte er den Kontakt nicht hergestellt. Er greift nicht in die Luft.«

»Das kann sein.«

»Es ist so.«

»Wo wohnt er?«

Ich bekam den Namen des Ortes mitgeteilt.

»Und dort befindet sich auch das Haus?«

Der Informant griff in die Tasche, holte einen Zettel hervor und steckte ihn mir zu. »Hier habe ich Ihnen alles Wichtige aufgeschrieben. Danach können Sie sich richten.«

»Danke.«

»Keinen Dank. Ich habe alles gesagt.« Er stand auf, nickte, wollte noch etwas sagen, überlegte es sich anders und tauchte praktisch in eine Touristengruppe aus Japan ein, die dabei war, sich an der Themse alles anzuschauen.

Ich warf einen kurzen Blick auf den Zettel und war mit den Informationen zufrieden.

Plötzlich standen Suko und Shao neben mir. Shao hatte sich für eine weiß-gelbe Kleidung entschieden. Zur gelben Hose trug sie ein weißes T-Shirt mit einem Blumendruck.

»Geklappt?« fragte sie.

»Ja, keine Probleme. Bei euch denn?«

Diesmal antwortete Suko. Er schüttelte den Kopf. »Wir haben die Umgebung im Auge behalten und keinen Menschen entdeckt, der Interesse an euch gehabt hätte.«

»Das ist gut.«

»Um was geht es denn?«

»Das erzähle ich euch später. Laß uns irgendwo etwas trinken gehen. Am besten im Freien.«

Damit waren Shao und Suko einverstanden. Im Garten hinter uns fanden wir ein Lokal, das seine richtige Größe erst auf der Wiese zeigte. Zum Glück gab es noch einen freien Tisch. Er stand auch etwas

abseits der bunten Girlanden. Sie waren von Baum zu Baum gespannt und schaukelten im Wind. Ich hatte Bierdurst und bestellte mir ein großes Glas. Suko und Shao beließen es bei Wasser.

Erst als unsere Getränke gebracht worden waren, rückte ich mit der Sprache heraus und legte offen, was mir mitgeteilt worden war.

An den Gesichtern der beiden las ich ab, daß ihnen diese Geschichte nicht schmeckte. Ich wischte mir Schaum von den Lippen. »Es paßt euch nicht - oder?«

Suko nickte.

»Was sagst du, Shao?«

»Das ist alles so vage.«

»Finde ich auch«, bestätigte Suko.

»Trotzdem werde ich fliegen.«

»Das klang endgültig.«

»Ist es auch. Ich habe auf ungewöhnlich vorkommenden Verbindungswegen von diesem Fall oder dem Verschwinden der Männer erfahren. Ich kenne Mirella Dalera, die Sängerin, ich weiß, daß sie nicht überdreht ist, und ich denke auch, daß ich diesem jungen Priester trauen kann. Ernesto Dorani ist sein Name.«

»Das ist dein Problem.« Suko trank ebenfalls. »Wann willst du in Richtung Neapel?«

»Morgen.«

»Dann guten Flug. Schönes Wetter brauche ich dir wohl nicht zu wünschen.«

»Nein, das haben sie dort immer…«

***

»Er kommt!«

Noch in der Nacht hatte Ernesto Dorani den Anruf erhalten und war sehr zufrieden gewesen.

Endlich hatte man reagiert. Endlich hatten sich seine Bemühungen bezahlt gemacht. Endlich würde es vorangehen, und endlich würde das Böse in die Schranken verwiesen.

Dorani hatte in den folgenden Stunden sehr gut geschlafen. Zum erstenmal seit langem wieder. Die innere Nervosität war verschwunden, er fühlte sich ruhig und sicher, und er wußte auch, daß er beides, Ruhe und Sicherheit, brauchte, um gegen das Böse anzugehen.

Es waren nicht nur Gerüchte gewesen, das hatte er genau gespürt. Es steckte mehr dahinter. In seiner Nähe hatte sich das Böse an einem bestimmten Ort manifestiert. Er wußte es, er konnte es nicht beweisen, aber er hatte des öfteren in der Nacht, wenn ihn wieder die Unruhe gepackt hielt, die Wagen fahren sehen.

Zum Haus hin.

Nur kurz hatten sie dort angehalten, dann waren sie wieder den Serpentinenweg zurückgefahren.

Und nun?

Er würde kommen. John Sinclair. Ernesto kannte ihn nicht, aber der aufgeschlossene Geistliche hatte von ihm gehört. Nicht nur durch Mirella Dalera, es gab eine geheimnisvolle Weiße Macht im Vatikan, eine Art Geheimdienst, und er wußte, daß auch diese Männer das Böse bekämpften.

Nach einem relativ kurzen, aber sehr tiefen und auch erholsamen Schlaf war er an diesem Morgen früh aufgestanden und hatte sich für die Morgenmesse umgezogen.

Gerade im Sommer war diese Messe wichtig. Da kamen die Gläubigen lieber in den Morgenstunden, wenn es noch kühler war, denn die kleine Kirche befand sich etwas außerhalb des Dorfes. Sie stand auf einem abgeflachten Hügel, wie auch das düstere Haus gegenüber auf einem solchen errichtet worden war.

Der junge Pfarrer hielt die Messe ab. Er war mit seinen Gedanken nicht so recht bei der Sache, verhaspelte sich einige Male, was die älteren Gläubigen nicht zur Kenntnis nahmen. Es waren bis auf zwei Männer nur Frauen anwesend, die in den Bänken saßen oder knieten, mit ihren dunklen Kopftüchern aussahen wie Mumien. Den Eindruck jedenfalls hatte Dorani, als er von der schmalen Kanzel auf sie niederschaute.

Er kürzte die Predigt ab, teilte die Kommunion aus und war wirklich froh, die Messe beenden zu können. Aber das alte Ritual blieb. Er stellte sich vor seine kleine Kirche und verabschiedete jeden Gläubigen per Handschlag.

Für lange Gespräche hatte er an diesem Morgen keine Zeit. Der junge Pfarrer erfand eine Notlüge, deutete auf den kleinen Fiat, der in der Sonne stand und briet, wobei er immer wieder erklärte, daß er zu einem Kollegen müßte.

Dafür hatten selbst die alten Frauen Verständnis. Auch wenn er um einiges jünger war, sie verehrten ihn und freuten sich, daß die Kirche wieder Nachwuchs bekommen hatte. Selbst seine lombardische Herkunft nahmen sie in Kauf. Schließlich war er dunkelblond und stammte zudem noch aus der Nähe von Milano, dieser im Süden verhaßten arroganten Stadt des Nordens.

Ernesto Dorani war froh, wieder in die Kühle seiner kleinen Sakristei eintauchen zu können. Hinter ihr befanden sich seine Privaträume, zwei Zimmer und ein kleines Bad.

Die andere Kleidung hatte er sich bereits zurechtgelegt. Sorgfältig ausgebreitet lag sie über dem Stuhl, der in der Sakristei stand. Das dunkle Hemd, die Jeans. Mehr brauchte er nicht.

Er schlüpfte in die Sachen hinein, nahm Geld mit, ein Taschentuch

und die Sonnenbrille. Dann verließ er die Sakristei.

Dorani ging einige Schritte zur Seite und blieb genau an der Stelle stehen, die ihm den besten Blick auf das Haus gegenüber ermöglichte. Viel konnte er nicht sehen, die Mauern verschwanden hinter dem üppigen Grün der Gewächse. Sie sahen immer so aus, als würden sie noch extra gewässert. Da wirkte nichts vertrocknet und staubig, und darüber konnte sich der junge Priester nur wundern.

Trotzdem gefiel ihm der Platz nicht. Er strahlte etwas aus, was bei ihm eine Gänsehaut hinterließ.

Dabei gab es keine richtigen Beweise für gewisse Dinge, aber er wußte, daß es dort nicht mit rechten Dingen zuging. Irgend etwas war da los. Da lauerte das Böse, er hatte einen Ansturm dessen erlebt und sich bald in einer panikartigen Reaktion an ein Kreuz festgeklammert und gebetet.

Das war in der Dunkelheit gewesen. Da hatte er ungewöhnliche Laute gehört, als wären Raubtiere aus dem Schlaf gerissen worden.

Am Tage würde es anders aussehen, und deshalb wollte er auch bei dem hellen Morgenlicht der Sonne hinfahren.

Der schwarze Fiat Uno briet in der Sonne. Als er eine Tür öffnete, drang der heiße Schwall wie eine Woge aus dem Wagen. Dorani nahm sich Zeit. Er wollte abwarten, bis es sich auf ein erträgliches Maß abgekühlt hatte, machte Durchzug und stieg ungefähr zwei Minuten später in sein kleines Auto.

Der Sitz war heiß, das Lenkrad ebenfalls, auch das Armaturenbrett. Es gab nichts Normales oder Kühles. Obwohl der Weg in den Ort bei diesem Wetter ziemlich staubig war, ließ der junge Priester die Fenster offen, um wenigstens etwas Abkühlung mitzubekommen.

Er fuhr noch an den letzten Frauen vorbei, die in der Kirche gewesen waren, winkte ihnen zu, sie winkten zurück, und Dorani wußte, daß sich die Mütterchen jetzt über seine Kleidung aufregen würden, die so gar nicht zu einem Priester paßte. Sie jedenfalls hatten sich immer andere Bilder von Geistlichen gemacht.

Er rollte dem Ort entgegen, dessen Häuser an den Hängen, aber auch im Tal standen, wo sich die normale Straße durchschlängelte, die auch in Richtung Neapel führte.

So weit fuhr er nicht.

Zuvor bog er in einen schmalen Weg ab, dessen Böschungen so hoch waren, daß altes Mauerwerk sie abstützte. Auf der Krone wuchsen staubige Blumen, die nach Wasser lechzten.

Die Straße war schmal. Er fuhr sie nicht weit durch. Es kam ihm auch niemand entgegen, so konnte er in den schmalen Feldweg einbiegen, der in einer bestimmten Höhe auf die Serpentinenstraße traf, die den anderen Hügel hochführte.

Der Himmel über ihm zeigte nur ein Gesicht. Das einer gelbweißen,

schon brutalen Sonne. Sie schien auch auf das Wasser der Bucht, das sehr bald in sein Sichtfeld geriet, und er sah die bunten Segel der Boote wie Spielzeuge.

Die Berge im Süden mit dem berühmten Vesuv, über dem ein leichter Rauchkranz schwebte, flimmerten in der knallheißen Luft. Der Sommer in diesem Teil Italiens war immer mörderisch.

Bald erreichte Dorani die ersten Schatten. Der Hügel war bewachsen. Zypressen und Pinien wechselten sich ab. Dazwischen standen Büsche.

Die Schatten huschten über den Wagen hinweg. Der junge Pfarrer hatte das Gefühl, in einer Sauna zu hocken, trotz der offenen Fenster.

Staubwolken, von den Rädern hochgewirbelt, begleiteten ihn. Man hätte jetzt seinen Weg verfolgen können, doch er wußte genau, daß um diese Zeit niemand hochfuhr. Die Menschen, die Dorani kannte, mieden das Haus.

Er verminderte das Tempo und überlegte dabei, ob er wirklich bis an das Haus heranfahren sollte.

Nein, er entschied sich dagegen. Es war besser, wenn er den Wagen vorher abstellte, ihn möglichst verstecke und sich zu Fuß bis an das Ziel heranbewegte.

Ernesto Dorani fand eine Lücke, in die der Fiat hineinpaßte. Er stieg aus, drückte die Tür leise ins Schloß und entschied sich, nicht den normalen Weg zu nehmen. Er wollte quer durch den Garten gehen, wo es Inseln gab, auf denen die Bäume so dicht standen, daß sie sogar die Sonne abhielten Schatten umgaben ihn. Oft unterbrochen durch Lichtflecken, die auf dem Boden oder über den einsamen Mann hinwegtanzten. Sie huschten auch an den Bäumen entlang, fanden ihren Weg über die Äste hinweg und sorgten dafür, daß es nicht zu finster wurde.

Dennoch gefiel ihm die Luft nicht. Der junge Pfarrer schwitzte. Es war schwül geworden und still.

Nicht mal das Zwitschern der Vögel war zu hören.

Warum hielten sich die Tiere zurück? Ahnten sie vielleicht, daß gewisse Dinge hier nicht stimmten?

Er ging weiter. Dabei versuchte Dorani, seine Gedanken möglichst auszuschalten. Er wollte sich nicht verrückt machen lassen. Er mußte sich einfach zusammenreißen und dem anderen, was immer es auch war, so klar wie möglich ins Auge zu sehen.

In einer Lücke zwischen zwei Bäumen blieb er stehen. Von diesem Platz aus schaute er direkt gegen die vordere Fassade des Hauses. Er sah die Treppe, die Tür, er sah die Fenster, und trotzdem sah er nichts.

Es bewegte sich nichts dort.

Hinter den Scheiben blieb alles glatt. Jahrealter Staub lag auf ihnen. Niemand putzte dort, das Haus stand einfach leer, abgesehen von den geheimnisvollen, nächtlichen Besuchen, die dem Priester aufgefallen

waren. Auch andere Bewohner aus dem Ort wußten davon, doch man hütete sich, darüber zu sprechen. Die Mafia, die in der Gegend um Neapel Camorra hieß, verfügte über einen langen Arm. Da hatte es jede Regierung schwer.

Der Anblick des Hauses hinterließ bei ihm ein Frösteln. Die Strahlen der Sonne knallten auf den terrassenähnlichen Vorbau über der Tür und blendeten dort.

Hingehen, hineingehen? Versuchen, ob die Tür verschlossen war? Der Priester überlegte, und der kalte Schauer wollte auf seinem Rücken trotz der schwülen Luft nicht weichen.

Nein, so weit wollte sich Ernesto nicht vorwagen. Wer sagte ihm denn, daß sich das andere oder Böse nur auf das Haus konzentrierte und nicht ebenso auf die Umgebung?

Da hielt er sich auf.

Ein Garten, der keiner war, der keine Freude machte, der einen Menschen schluckte.

So kam er Dorani vor.

Da hörte er das Geräusch!

Der junge Geistliche war sehr angespannt gewesen, deshalb zuckte er auch so intensiv zusammen, als er den Laut mitbekam. Er hatte ihn nicht genau identifizieren können, doch er wußte sehr gut, daß er nicht in diese Umgebung paßte.

Dorani wartete ab.

Keine Wiederholung. Es konnte ein Tier gewesen sein, doch da war er sich nicht sicher.

Daß sich außer ihm noch jemand im Garten aufhielt, daran glaubte er einfach nicht. Dann hätte er den anderen gesehen.

Und doch…

Die Zweifel wuchsen, als er sich drehte, um der Quelle des Geräuschs nachzuspüren.

Zu sehen war nichts, auch nichts mehr zu hören, denn seine Umgebung schwieg. Der Schweiß lag kalt auf seinem Gesicht. Immer öfter wischte er mit seinem Handrücken über die Stirn, er wollte nicht, daß ihm Tropfen in die Augen rannen.

Das auf dem Hang wachsende Buschwerk rückte näher. Trockene Arme griffen nach ihm. Sie hakten sich in seine Hose fest, auch hier war der Boden staubig, und Gras wuchs nur an besonders schattigen Stellen.

Plötzlich blieb er stehen.

Nicht weit entfernt, wo so etwas wie ein fleckiger Lichtteppich in der Luft hing, hatte er die Bewegung gesehen. Kein Tier, da war jemand, der aussah wie ein Mensch.

Es war ein Mensch!

Obwohl der junge Priester jetzt Bescheid wußte, blieb er stehen und

ging nicht hin. Er wartete ab.
Dieser andere lief sicherlich nicht grundlos über den Hügel. Er hatte etwas zu tun. Wahrscheinlich suchte er nach irgendeinem Gegenstand oder wollte etwas verstecken.
Dorani hörte den anderen stöhnen. Es war ein schlimmes Geräusch, als litte die Person unter starken Schmerzen. Wie jemand, der etwas sucht, steht die Person da, dachte der Priester. So nach vorn gebeugt.
Der andere ging weiter.
Er war dunkel gekleidet. Sogar ein Jackett hatte er bei dieser Hitze übergezogen. Der Stoff war schmutzig. An ihm klebten Erde und irgendwelche Blätter. Auch hellere Staubflecken waren zu sehen. Die Gestalt bewegte ihre Arme so unregelmäßig, daß es schon nicht mehr normal war. Sie tastete sich vor, sie suchte etwas, sie hielt sich aber auf den Beinen, torkelte dann nach rechts weg, wo sich ein relativ dichter Buschgürtel ausbreitete. »Wo ist es… wo ist mein Grab…?«
Ernesto erschrak zutiefst, als er die Worte hörte. Der andere hatte von einem Grab gesprochen, das war für ihn genau zu hören gewesen. Und er suchte ein Grab - sein Grab!
Ein Toter?
Unsinn, ein Toter konnte sich nicht bewegen, aber jemand, der mit seinen Kräften am Ende war und dessen Gesicht Dorani bisher noch nicht gesehen hatte.
Das aber sollte sich ändern. Der Priester wollte es jetzt genau wissen. Er war schließlich nicht auf blauen Dunst hin in diesen Garten gegangen, er brauchte eine entscheidende Spur, die ihn möglicherweise zu den nächtlichen Besuchern hinführte.
Und so blieb er dem anderen auf den Fersen.
Da sich Ernesto Dorani zum erstenmal auf diesem Gelände befand, wunderte er sich, als er den ersten überwucherten, alten Stein sah, der aus dem Boden ragte.
Es war ein Grabstein!
Dorani schluckte. Er wischte über seine Stirn, die Hände zitterten ihm plötzlich, dann holte er durch den Mund Luft und verstand plötzlich den anderen besser, der nach dem Grab gesucht hatte.
Nach irgendeinem Grab? Nein, nach seinem.
Aber das war Unsinn, Quatsch. So etwas konnte es normalerweise nicht geben.
Dorani ging weiter. Geduckt und schleichend. Er sah den anderen genau, der ebenfalls einen Grabstein erreicht hatte und sich auf dessen Kante abstützte.
Dort blieb er für einen Moment stehen, als wollte er Kraft sammeln. Das schaffte er nicht mehr, denn plötzlich knickten nicht nur seine Arme ein, die Beine ebenfalls. Er verlor den Halt. Ein nahezu tierischer Laut drang aus seinem Mund, bevor er mit einem schweren

Schlag zu Boden fiel, direkt aufs Gesicht, neben dem Grabstein, und in dieser Haltung blieb er auch liegen.

Tief atmete der junge Priester durch. Er war zunächst einmal erleichtert, gleichzeitig auch besorgt, und er wußte auch, daß er dem Mann helfen mußte, der sich überhaupt nicht mehr rührte und aussah, als wäre er durch den Fall gestorben.

Dorani lief hin.

Er fiel neben der Gestalt auf die Knie. Den eigentümlichen Geruch nahm er schon wahr, aber er kümmerte sich nicht darum. Wichtig war es jetzt, dem anderen zu helfen.

Dorani faßte nach dessen Hand. Unter dem Druck seiner Finger zerbröselte die Haut zu Staub!

***

Der junge Geistliche saß unbeweglich neben dem Toten. Er starrte auf die Reste, die einmal eine Hand gewesen waren. Er sah sie und sah sie trotzdem nicht. In seinem Kopf bewegte sich alles wie in einem Rad. Er war völlig durcheinander. Er hockte hier, und es war eine Welt zusammengebrochen. Er begriff nichts mehr. Er hatte den Mann noch vor kurzer Zeit gehen sehen, und jetzt…

Bleiche Knochen der Finger. Die Haut, das Fleisch, die Sehnen, das alles war zerbröselt und bildete eine bräunlichgraue Staubschicht auf der Erde.

Ernesto wäre am liebsten in die Höhe gesprungen und so schnell wie möglich weggerannt. Er wußte aber auch, daß man von einem Priester andere Dinge erwartete, deshalb blieb er sitzen, ohne allerdings darüber nachdenken zu können, wie es jetzt weiterging.

Wenn er etwas schräg nach links schaute, dann sah er den Kopf des Mannes. Schmutziges, klebriges Haar, das hatten viele Menschen aufzuweisen, für ihn durfte es kein Kriterium sein. Was ihm jedoch auffiel, war die Tatsache, daß der andere nicht atmete. Er rührte sich überhaupt nicht. Er lag einfach nur da.

Zögernd streckte Dorani seinen Arm aus. Er wollte mit der Hand in das Haar fassen und den Kopf anheben, falls es möglich war. Jetzt fiel ihm auch der Geruch auf, der diese Gestalt umgab. Es war ein Gestank nach alten Lumpen, fauliger Erde und Pflanzen.

Das Haar fühlte sich sehr trocken an, auch spröde. Er zog daran, weil er auch den Kopf dieser Gestalt drehen wollte. Es war nicht einfach, aber er bekam ihn in eine seitliche Lage, ohne daß er weitere Haut zerstörte.

Ein Gesicht?

Nein, es war kein Gesicht. Es war das Grauen schlechthin. Es waren nur die Teile eines Gesichts mit einer sehr dünnen, papierartigen Haut. Eine Fratze aus trockenem Fleisch, Knochen und…

Er wußte es selbst nicht und konzentrierte sich auf das, was einmal ein Mund gewesen war.

Jetzt ein zerrissenes Maul, bestückt mit Zähnen, von denen einige länger und spitzer waren.

Wie bei einem Vampir!

Der Gedanke daran erschreckte den Geistlichen. Überhaupt kam er mit gewissen Dingen nicht mehr zurecht. Er fühlte sich wie in einem schlimmen Traum. Er war gefangen, eingekesselt. Das Grauen hatte eine Klammer um ihn gelegt, und er hatte das Gefühl, sich übergeben zu müssen. Das konnte am Kreislauf liegen, der in derartigen Situationen ebenfalls verrückt spielte.

Wie bösartig Furcht sein konnte, stellte er in diesen Momenten fest. Ernesto fühlte sich nicht mehr als Mensch, nur als Opfer, und der Schock verstärkte sich bei ihm, als er sah, daß die Gestalt nicht tot war, nicht tot sein konnte, denn sie bewegte sich.

Sie stemmte sich hoch.

Dabei drangen röchelnde Geräusche aus dem Maul. Dreck klebte an dem kaum noch vorhandenem Gesicht, aber er schaffte es, sich mit beiden Händen am Boden abzustützen.

Er wollte auch aufstehen.

Dann aber bemerkte er den Menschen.

Plötzlich bekam er einen Push. Er wollte den Lebenden angreifen, er wollte ihm an die Kehle, er wollte Blut, und der junge Geistliche fing sich im selben Augenblick und genau zum richtigen Zeitpunkt.

Er rammte beide Fäuste vor.

Daß dahinter Dampf steckte, wußte er. Während seiner Ausbildung zum Priester hatte er nebenbei auch Sport getrieben, unter anderem auch geboxt. Er wußte, wie er zu schlagen und auch zu treffen hatte. Nicht nur der Kopf dieser alptraumhaften Gestalt schnellte zurück. Der Körper blieb ebenfalls nicht mehr auf derselben Stelle liegen. Er rutschte über den Boden, geriet an eine andere Stelle, wo das Sonnenlicht die Überhand gewonnen hatte.

Es traf die Gestalt.

Es löste sie auf!

Für den Zuschauer war es grauenhaft. Das scharfe Licht wirkte wie ein unsichtbares Messer, das in die Haut hineinschnitt und sie regelrecht abschälte. Das Gesicht zerfiel vor den Augen des entsetzten Priesters allmählich zu Staub.

Jetzt erst wurde Dorani bewußt, wen oder was er hier vor sich liegen hatte.

Es war ein *Vampir!*

Darüber hatte er natürlich mal gelesen, aber er hätte es nie für möglich gehalten, daß so etwas in seiner unmittelbaren Nähe existierte. Er wollte auch nicht weiterdenken. Der Pfarrer schaute zu.

Dabei mußte er sich mit dem Gedanken anfreunden, keinen Film zu erleben, sondern einen echten Vampir vor sich zu haben.
Einen Blutsauger, der vom Lebenssaft der Menschen existierte.
Es wollte ihm nicht in den Kopf. Völlig verstört taumelte er zurück. Er war sich nicht mal bewußt, daß er sich hingestellt hatte. Alles war so anders geworden. Ein Grabstein hielt ihn auf. Die Kante drückte in seinen Rücken, und dieser Schmerz brachte ihn wieder zurück in die Wirklichkeit.
Ich lebe! schoß es durch seinen Kopf. Und der andere hat auch gelebt, obwohl er tot war.
Das innere Fieber ließ ihm keine Ruhe. Immer wieder bewegte er sich in der näheren Umgebung. Er ging vor und zurück, hin und her. Er war nicht in der Lage, dorthin zurückzugehen, wo diese schreckliche Gestalt lag.
Schließlich hatte er sich überwunden. Die Hitze kam ihm wie ein Geschenk vor. Den Vampir aber hatten die Strahlen vernichtet, denn der Pfarrer sah auf dem Boden nur mehr den schmutzigen Staub, der sich über Knochenreste gelegt hatte.
Wie der junge Geistliche zu seinem Wagen gekommen war, konnte er später nicht sagen. Jedenfalls fand er sich darin sitzen und die Hände wie im Gebet verkrampft.
Das Denken kehrte erst später zurück, und er schaffte es auch, seinen Verstand analytisch einzusetzen. Viel wußte er nicht über Vampire. Sein Wissen mußte ihm reichen, um einigermaßen mit diesen grauenhaften Vorgängen zurechtzukommen.
Dieser Blutsauger war durch den Garten gelaufen. Normalerweise lagen Vampire im Grab und warteten auf die Dunkelheit. Bei Sonnenlicht traute sich keiner von ihnen aus der Finsternis hervor.
Dieser aber war über den Friedhof geirrt. Er hatte etwas gesucht, so jedenfalls war es dem Priester vorgekommen.
Aber was hatte er gesucht? Sein Grab?
Ja, das mußte es sein. Dieser Vampir konnte ein Verlorener seiner Sippe sein. Irgend etwas hatte ihn gestört. Er war vertrieben worden. Er war aus seinem Versteck gekommen und über den alten Friedhof geirrt, auf der Suche nach dem Grab.
Er hatte es nicht gefunden. Oder doch?
Ernesto Dorani wußte nichts mehr. Er saß in seinem Wagen und schlug die Hände vor das Gesicht.
Der Schweiß machte die Haut und auch seine Hände glatt und klebrig. Er stöhnte in seine Handtrichter hinein. Er spürte, wie sich sein Herzschlag beschleunigt hatte. In seinem Kopf kreisten die Gedanken. Alles ging den Bach hinunter. Er kam mit dem normalen Leben nicht zurecht. Dieser Vorgang hatte ein gewaltiges Loch gerissen, und er sah, daß er die Hände zum Gebet faltete. Das

brauchte er jetzt, er wollte um die Kraft des Allmächtigen bitten. Er wußte auch, daß er nicht allein auf der Welt stand. Es gab immer wieder Hilfe, auch vom Himmel, das stand für ihn fest.

Tief atmete er durch. Seine Hände rutschten von der glatten Gesichtshaut ab.

Der junge Priester starrte durch die Windschutzscheibe. Sein Herz klopfte nicht mehr so stark. Wo Licht ist, da gibt es auch Schatten, nach diesen Regeln lebte er. Das Leben war eben nicht nur sonnig, es gab auch finstere Tage, und jeder Mensch mußte irgendwann einmal durch einen Tunnel gehen.

So auch er.

Aber es gab Licht an seinem Ende.

Er hatte dank seiner Bekannten etwas in die Wege leiten können, und er wußte auch, daß der Mann aus London bei ihm eintreffen würde. Den genauen Flugplan hatte er nicht im Kopf, aber er rechnete mit diesem John Sinclair am Nachmittag.

Jetzt war fast Mittag.

Normalerweise spürte er um diese Zeit immer einen gewissen Hunger. Diesmal nicht, dazu war er zu nervös.

Tief durchatmen, sich auf das Leben und auf die alltägliche Umgebung konzentrieren.

Dazu gehörte auch der kleine Wagen. Im Zündschloß steckte der Schlüssel. Dorani griff nach ihm und drehte ihn um. Der Motor sprang sofort an.

Rückwärts rangierte der Priester den Fiat aus der Lücke und fuhr viel zu schnell den Weg wieder hinab. Der Wagen schleuderte sogar einige Male.

Auch als er das Dorf erreicht hatte, fühlte er sich kaum wohler. Hier stand die Hitze. Er kümmerte sich nicht um die wenigen Menschen, die vor ihren Häusern saßen und ihm nachwinkten. Er wollte so schnell wie möglich zurück zur Kirche. Er brauchte deren Ruhe und Kühle, nur dort konnte er wieder zu sich selbst finden.

Das kleine Gotteshaus grüßte ihn vom Hügel herab. Die weißen Mauern strahlten das Sonnenlicht ab und wirkten deshalb noch heller. Wie eine in der Luft schwebende Heiligenerscheinung. Dieser Anblick gab ihm wieder Trost, und er dachte daran, daß es nicht nur Schlechtes auf der Welt gab.

Beinahe hätte der junge Geistliche den Jungen übersehen, der mitten auf der Straße stand und winkte. Er war urplötzlich aus einer der schmalen Gassen erschienen, und Dorani mußte hastig auf die Bremse treten.

Der Junge klopfte gegen die Scheibe, die der Priester hastig nach unten kurbelte.

»Was ist denn los, Pedro?«

»Sie haben Besuch bekommen, Signore.«
»Oh.« Die Augen des Mannes leuchteten. »Das ist toll. Hast du es genau gesehen?«
»Si.«
»Dann danke ich dir.«
Der Junge wollte noch etwas sagen, aber Ernesto hatte es plötzlich eilig. Er wunderte sich schon darüber, daß der Mann aus London so früh bei ihm eingetroffen war, aber das gehörte eben dazu. Er war ein Profi. Außerdem lagen die beiden Städte Neapel und London so weit nicht voneinander entfernt. Mit dem Düsenclipper fast ein Katzensprung.
Der junge Pfarrer fuhr bis vor die Kirche, sah aber kein Fahrzeug und dachte, daß John Sinclair wohl ein Taxi genommen hatte. Seinen Wagen stellte Dorani hinter der Kirche ab.
Und dann sah er den Mercedes!
Dunkel, schwarz und durch die abgedunkelten Scheiben drohend aussehend, stand er auf dem Fleck, beschienen von der Sonne, die auch ihn aufheizte.
Im Magen Doranis ballte sich etwas zusammen. Ein ungutes Gefühl beschlich ihn, und der Schweiß strömte aus. Er schwitzte auch im Nacken, und er überlegte, ob er aussteigen sollte.
Das war bestimmt nicht der Mann aus London. Er fuhr keinen Wagen mit einem Kennzeichen, das der Priester schon einmal gesehen hatte. Allerdings in der Nacht. Da war der Mercedes die Serpentinen hochgefahren und hatte vor dem Haus gehalten.
Von der rechten Seite kam jemand. Der Priester drehte den Kopf in diese Richtung.
Darauf hatte der an der linken Seite nur gewartet. Mit einer glatten Bewegung riß er die Tür auf, und plötzlich schrie Dorani vor Schmerz auf, denn da hatte die Hand in sein Haar gegriffen und bereits den Kopf zurückgezogen.
»Aussteigen, Pfaffe, ab jetzt geben wir den Ton an…«

***

Neapel!
Mein Gott, ich war wieder da und dachte abermals daran, was über diese Stadt nicht alles geschrieben worden war und was darüber noch immer geschrieben wurde.
Das alles konnte ich vergessen, denn ich war nicht zu meinem Vergnügen gekommen, ich wollte einen Fall aufklären, der, verglich ich ihn mit einem Eisberg, nur mehr als Spitze zu sehen war.
Alles, was darunter lag, würde ich aufwühlen müssen und bestimmt so manche Schlammlawine hochtreiben.
Ein Leihwagen stand bereit. Ich hatte mich für einen Fiat Tipo

entschieden.

Eine freundliche Angestellte strahlte mich an, als wäre ich etwas Besonderes, bevor sie mir den Schlüssel und auch die Wagenpapiere übergab. »Einen schönen Aufenthalt wünsche ich ihnen in unserer Stadt, trotz des dichten Verkehrs.«

»Ja danke.« Ich nahm meinen kleinen Koffer hoch und trabte davon.

Der Ort, in den ich mußte, hieß Pinemare und lag etwas nördlich der Stadt. Nicht im flachen Land, sondern umgeben von Bergen.

Ich mußte mich gleich vom Flughafen aus durch den dichten Verkehr quälen, und das war anstrengend genug. Sehr bald schon gellten die Hupen in meinen Ohren.

Einmal, als ich gerade nicht im Stau war, hielt ich an, schaute auf der Karte nach und war zufrieden, den richtigen Weg gefunden zu haben. Ich hatte also nicht noch mehr Zeit verloren. Der junge Priester würde sich bestimmt freuen, mich so früh zu sehen. Es lief also gut, ich war gespannt darauf, was mich erwartete. Noch füllte mich der Optimismus aus, der aber sollte mir bald vergehen…

***

Wie ein Stück Vieh hatten sie den Priester in die eigene Kirche getrieben. Für Dorani war dies mehr als demütigend gewesen, vor allen Dingen deshalb, weil er die Kirche als seine Heimat ansah, in der er sich wohl fühlte.

Jetzt hockte er eingeklemmt in einer der kleinen Bank, bewacht von sechs Augen und der Mündung einer Maschinenpistole.

Die zwei Typen, die keine Waffen trugen, standen seitlich von ihm. Sie hatten bisher nicht gesprochen und ihr Opfer nur angeschaut. Mit kalten Blicken, die alles ausdrückten, nur keine Gnade. Der Pfarrer kannte die Männer nicht. Sie hatten ihm sich namentlich nicht vorgestellt, aber der Kerl mit der Waffe fiel am meisten auf. Allein wegen seines Haars, denn das hatte er im Nacken zu einem kleinen Zopf zusammengebunden. Die anderen beiden sahen normal aus. Italiener mit gebräunten Gesichtern, dunklen Haaren und kalten Augen.

Das »Pferdeschwänzchen« schaute sich um. Dabei grinste der Kerl. »Eigentlich schade um deine Kirche.«

»Warum?«

»Sie ist wirklich nett, ohne Zweifel. Ich mag sie. Doch wenn ich daran denke, daß ich sie in Brand stecken soll oder muß, ist das gar nicht schön, sage ich mal.«

Dorian schluckte. »Warum in Brand stecken?«

»Es kommt auf dich an.«

»Wieso?«

»Sag du es ihm, Evani.«

Der Mann hockte rechts neben dem Pfarrer. »Wir mögen es einfach nicht, wenn sich gewisse Typen in unsere Angelegenheiten mischen. Es gibt Dinge, die für einen Pfaffen ungeeignet sind.«

»Ich verstehe Sie nicht.«

Evani kam mit der kameradschaftlichen Tour. Er schlug Dorani leicht gegen den Kopf. »Natürlich verstehst du. Aber ich habe heute meinen guten Tag, ich will es dir trotzdem sagen.« Er breitete die Arme aus. »Schau dich um, Pfaffe. Ist es nicht herrlich in dieser Kirche? Nicht nur, weil es so kühl ist, dieser Ort ist der richtige für dich. Du kannst dich hier richtig austoben. Du kannst mit deinem Geschwätz die alten Frauen und Männer wieder aufrichten, du kannst dich an deinen Herrgott wenden, du kannst auf der Kanzel stehen, du kannst dir die Figuren der Heiligen anschauen, du kannst eigentlich alles haben oder machen. Dieser Hügel gehört dir. Genieße ihn, Freue dich, wenn du hinab auf die Stadt schauen darfst. Er ist wunderbar für dich, das kannst du mir glauben.«

»Was soll das?« Dorani wurde allmählich ungeduldig. Er war auch wütend geworden, denn die Worte dieses Menschen hatten seine Kirche entwürdigt.

»Reiß dich zusammen, ich komme gleich zum Thema.«

»Bitte.«

»Ein herrlicher Hügel«, sprach Evani weiter. »So wunderbar, daß er eigentlich für dich allein bestimmt ist und du dich um andere landschaftliche Merkmale gar nicht zu kümmern brauchst. Ich denke da an den Nachbarhügel.«

»Was habe ich damit zu tun?«

»Gar nichts.«

»Eben.«

Evani schaute den jungen Pfarrer kalt an. Der spürte, wie sich in seinem Magen etwas zusammenzog. Natürlich wußte er genau, worauf die anderen hinauswollten, doch er tat so, als hätte er nichts gehört und schaute bewußt auf den kleinen Altar.

»Du warst aber dort.«

»Wo?«

»Auf dem Hügel, wo das Haus steht.«

»Si - es stimmt.«

»Also hast du doch etwas damit zu tun gehabt, wie wir meinen. Und das finden wir überhaupt nicht gut. Nein, wir sind sogar sauer auf dich, Pfaffe.«

Dorani geriet ins Schwitzen. Wenn diese drei Kerle wußten, wo er sich aufgehalten hatte, dann mußte er davon ausgehen, daß man ihn beobachtete. Das gefiel ihm überhaupt nicht. Es machte ihn wütend, aber er riß sich zusammen. »Der Hügel gehört niemandem«, sagte er leise. »Er ist für jedermann zugänglich.«

»Nein, frommer Bruder.«
»Wer sagt das?«
»Wir.« Evani lächelte ihn kalt an. Wie eine Schlange, wenn sie vor einer Beute steht. »Dieser Hügel und das Haus sind für dich tabu.«
Der Geistliche senkte den Kopf. Er fragte sich, wann sie endlich zum Thema kamen. »Ich begreife es nicht«, sagte er leise.
»Das brauchst du auch nicht. Dieser andere Hügel und das Haus sind wie dein Herrgott. Den kannst du auch nicht begreifen. Laß es, nimm es einfach hin.«
»Ich möchte keine Gotteslästerung hören.«
Da lachten alle drei, bis Evani seine Kumpane mit einer Handbewegung zum Verstummen brachte.
Er wandte sich wieder an den Priester und tippte ihm mit der Fingerspitze gegen die Brust. »Du bist derjenige, der es trotzdem getan hat.«
»Was heißt das?«
»Du warst auf dem Hügel. Streite es nicht ab, mein Freund. Du bist dort gewesen, und das war nicht gut für dich.«
Der Pfarrer schwitzte deutlich sichtbar.
»Nervös?«
»Warum?«
»Weil du gewisse Gesetze übertreten hast.«
»Für mich gelten die Gesetze Gottes.« Es hörte sich zwar geschwollen an, aber Dorani versuchte zumindest, diese drei Männer zu beeindrucken.
»Das mag bisher gestimmt haben, mein Freund. Aber ich habe dir andere Gesetze erklärt, und an die sollst du dich halten. Ich bin derjenige, der hier den Gott spielt, und deshalb wirst du mir auch sagen, was du auf dem anderen Hügel gesucht hast.«
»Gesucht? Ich…?«
»Ja, du!«
»Nichts.«
Der Pfarrer bekam eine Ohrfeige. Sein Kopf schlug nach rechts. Scham trieb ihm die Röte ins Gesicht, kein Schmerz. Und das in meiner eigenen Kirche, dachte er.
Evani hatte Zeit. Er wartete, bis sich der Geistliche wieder erholt hatte. »Du bist sehr jung für einen Pfarrer. Du hast noch ein langes Leben vor dir, normalerweise. Ich an deiner Stelle würde alles daransetzen, damit es auch so bleibt.«
»Was wollt ihr?«
»Nur wissen, was du auf dem Hügel getan hast. Streite nicht ab, daß du dort gewesen bist.«
»Also gut, ich war dort.«
»Klasse. Und weiter?«

»Ich habe mich umgesehen. Ist das verboten?«
»Nein.«
»Eben.«
»Werd nicht frech, Pfaffe. Was war mit dem Haus?«
»Nichts.«
»Genauer.«
»Das geht nicht.«
Evani grinste kalt. »Du hast es dir doch angeschaut, wie auch den Garten, oder?«
»Ich war im Garten.«
»Im Haus auch?«
»Nein.«
Evani schaute ihn an. Er sah aus wie ein Mann, der überlegte, ob er dem anderen Glauben schenken sollte oder nicht. Nach einer Weile nickte er. »Okay, Pfaffe, okay, wir glauben dir. Sei froh, daß du einen guten Draht zu dem da oben hast.« Er wies mit dem Zeigefinger gegen die Decke. »Sei froh. Einen anderen hätten wir stärker in die Mangel genommen.« Freundschaftlich tätschelte Evani die Wange des Pfarrers, der zurückzuckte und das Gefühl hatte, von einem Aal berührt zu werden. »Am besten ist es, wenn du hier in deinem kühlen Bau bleibst. Zumindest für die nächste Stunde. Dann kannst du wieder hinaus in die Sonne, mein Freund.«
»Er sieht auch ein wenig blaß aus«, fügte der Typ mit der Maschinenpistole hinzu.
»Aber nicht so blaß wie andere, die wir besucht haben.«
Das Pferdeschwänzchen kicherte. »Du bist gut, Evani, du bist…«
»Keine Namen.«
»Scusi. Aber Leichen haben nun mal keine Farbe.«
Evani nickte dem Pfarrer zu. »Was mein Freund da eben gesagt hat, stimmt alles.«
»Ich kann es mir denken.«
»Das ist wirklich toll.« Zugleich rutschten Evani und der andere Typ aus der Bank. Sie gingen zum Ausgang. Der Kerl mit der Waffe blieb noch zurück, summte irgendein Kirchenlied und hielt dabei das Auge der MPi auf den Pfarrer gerichtet. »Peng, peng!« flüsterte er plötzlich. »Peng, peng. So einfach geht das manchmal. Bevor man sich versieht, ist man schon tot.«
»Gilt das für alle Menschen?« fragte Dorani. Er hatte sich wieder gefangen.
»Klar doch.«
»Dann solltest du auch daran denken, mein Sohn«, erwiderte der Priester salbungsvoll.
Baggio verzog das Gesicht. »Eigentlich sollte ich schießen!« keuchte er. »Komm!« Die Stimme rief ihn zur Tür.

Baggio gehorchte. »Vielleicht später mal, Pfaffe!« flüsterte er zum Abschied. Dann lief er zusammen mit seinen Kumpanen nach draußen. Mit dem Fuß trat er die Tür noch zu.

Ernesto Dorani war wieder allein. Er holte tief Luft, denn der »Besuch« dieser drei Mafiosi schaffte ihn. Er schwitzte stark und zitterte am gesamten Körper. Seine Hände lagen flach auf der Kirchenbank. Als er sie wieder anhob, waren Schweißflecken zurückgeblieben. Er wußte nicht, was er genau fühlte. Es konnte Angst sein, aber ein anderes Gefühl überlagerte dies.

Es war die Wut. Die kalte, nackte Wut auf diese drei Kirchenschänder, und er dachte gar nicht daran, in seiner Kirche sitzen zu bleiben. Er würde sich nicht einschüchtern lassen. Er würde kämpfen.

Er kam sich fast so vor wie der gute Don Camillo, der sich auch gegen viele Gegner hatte behaupten müssen.

Nur rannte Dorani nicht ins Freie. Er war vorsichtig geworden. Die Kirchentür zog er nur so weit auf, wie es nötig war. Er schaute hinaus. Der Wagen war verschwunden. Er rechnete auch nicht damit, daß einer der Männer zurückgeblieben war, um ihn zu beobachten. Solche Typen vertrauten einzig und allein auf ihre Stärke. Sie waren da Machos der übelsten Sorte.

Der Geistliche trat in die pralle Sonne.

Sie brannte auf ihn nieder. Augenblicklich fühlte er sich wie in einem Brutofen. Die Luft flimmerte in der Hitze. Kein kühler Luftzug strich durch sein Gesicht, obwohl er sich auf dem Hügel befand und nicht in Pinemare.

Er war vor dem anderen Hügel gewarnt worden. Nicht betreten, Lebensgefahr! Er nickte, dann flüsterte er: »Das habt ihr euch so gedacht, ihr Höllensöhne. Menschen und Vampire. Eine gute Mischung des Bösen. Aber nicht mit mir.« Er beschattete seine Augen mit der Hand und schaute zum zweiten Hügel hinüber.

Viel war für ihn nicht zu sehen, denn das Haus wurde von den Bäumen teilweise abgedeckt. Aber er glaubte, hin und wieder eine Bewegung zu entdecken. Und zwar auf dem Weg, wo sich ein Fahrzeug hochschob. Das mußten sie sein. Ihr Ziel war das Haus. Vielleicht aber auch der Garten, wo diese untoten Gestalten eine Heimat gefunden hatten. Er schüttelte sich, als er an sie dachte.

Vampire, dachte er, gütiger Himmel! Daß es so etwas überhaupt gibt…

***

»Vampire, John, Vampire«, hörte ich den Priester sagen, als ich ihm gegenübersaß.

»Das können Sie beschwören?«

Er schaute mich klar und offen an. »Ja, das kann ich beschwören. Darauf leiste ich jeden Eid.«

Ich glaubte dem Mann, denn ich hatte ihn als einen Menschen kennengelernt, von dem ich beeindruckt war. Er hatte mir einen knappen Bericht über die letzten Vorfälle gegeben, und ich hatte seine Haltung lobenswert gefunden.

Er war nicht ausgerastet und durchgedreht vor Angst. Er hatte aber auch nicht den einsamen Helden gespielt und seine Kirche verteidigt wie früher Clint Eastwood in den Western. Er war cool geblieben, er hatte beobachtet, und er hatte mir deshalb einen ziemlich genauen Bericht geben können.

Eigentlich war alles gut gelaufen, bis auf eine entscheidende Kleinigkeit.

Ich war zu spät an meinem Ziel eingetroffen. Von den drei Typen würde ich nichts mehr sehen, sie hatten bereits den Rückzug angetreten, kurz bevor ich eingetroffen war. Und ich erinnerte mich daran, daß mir auf dem Weg zum Hügel hin eine schwere, abgedunkelte Mercedes-Limousine entgegengekommen war.

Ernesto Dorani strich durch sein blondes Haar. »Was meinen Sie dazu, John?«

»Wozu genau?«

»Zu diesen Vampiren. Oder zu dem Vampir. Glauben Sie mir, ich habe ihn gesehen. Er war da. Er irrte über den alten Friedhof. Zwischen den Bäumen habe ich die Grabsteine gesehen. Das ist… das ist…«

»Gab es ihn schon immer?«

»Muß wohl, denke ich.«

»Sie wissen es nicht genau?«

»Nein, John, ich bin in dieser Gemeinde noch nicht lange Pfarrer. Ich habe mich mit gewissen Details nicht beschäftigen können. Ich mußte mich erst einmal auf meine Art und Weise bekannt machen. Über die Umgebung weiß ich nichts.«

»Ist auch nicht wichtig. Es zählt, daß Sie einen Blutsauger gesehen haben.«

»Stimmt, aber die Sache geht weiter. Wer sagt mir denn, daß es bei diesem einen geblieben ist?«

»Da haben Sie recht.«

»Es können mehrere sein. Ein Vampirnest.« Er schüttelte sich. »Das will mir nicht in den Kopf.«

Ich ließ ihn für eine Weile mit seinen Gedanken allein und sagte dann: »Vampire entstehen nicht grundlos. Es gibt immer ein Motiv. Ich nehme an, Sie wissen das.«

»Ja, ich glaube schon.«

»Vampire werden gemacht. Durch den berühmten Biß.«

»Das ist wie im Kino.«

»Ja. Oder wie im Roman. Daran hat sich auch in der Wirklichkeit nichts geändert. Zudem sind Vampire weltweit vertreten und nicht nur auf ein bestimmtes Land beschränkt. Ich stelle mir natürlich die Frage, wie es möglich ist, daß dieser Blutsauger über den Friedhof irrte.«

»Er kann sein Grab gesucht haben.«

»Das will ich nicht ausschließen. Aber er muß auch irgendwoher gekommen sein.«

»Aus dem Haus, denke ich.«

Ich schnickte mit den Fingern. »Gut«, lobte ich ihn, »das ist sogar sehr gut.«

»Darf ich den Faden weiterspinnen?«

Ich lächelte. »Gern«, sagte ich, denn ich spürte, daß der Pfarrer wieder Mut bekommen hatte.

»Dann müßten wir den Grund für die Verwandlung eines Menschen in einen Vampir im Haus finden.«

»Das könnte sein.«

»Sehr gut.« Seine Augen funkelten mich an. »Wann statten wir ihm einen Besuch ab?«

»Wann wollen Sie?«

»Meinetwegen sofort.«

»Gelangt man auch hinein?«

Er schüttelte den Kopf. »Ich gehe davon aus, daß die Tür abgeschlossen ist, aber das sollte uns nicht stören«, sagte er mit einem Lächeln auf den Lippen.

»Nein, im Prinzip nicht. Bevor wir uns das Haus anschauen, möchte ich mir gern den Garten ansehen und auch die Stelle, wo dieser Vampir zu Staub zerfallen ist.«

»Bene, machen wir.« Der Pfarrer erhob sich. »Soll ich noch etwas mitnehmen?«

Ich nickte. »Ein Kreuz wäre sicher nicht schlecht. Noch immer fürchten sich die Blutsauger davor. Daran hat sich seit Hunderten von Jahren nichts geändert…«

***

Die harte sengende Hitze war von einer anderen abgelöst worden. Über dem Hügel und besonders zwischen den staubigen Bäumen stand die Luft wie eine flüssig gewordene Creme. Sie war kaum zu atmen, es war schwül, und auch der Geruch gefiel mir nicht.

Es roch zwar nach Natur, aber meines Erachtens war diese Natur dabei, allmählich abzusterben.

Alte Erde, Moder, auch die Bäume strömten diesen Geruch aus. Da kam einiges zusammen, und der Erdboden war nicht mehr als eine Kruste, auf der alter Staub lag.

Da hatten sich die Wurzeln der Bäume festgekrallt, um Wind und Wetter zu trotzen.

Es gab eine normale Straße, die sich in Serpentinen den Hügel hochschlängelte und in der unmittelbaren Nähe des Hauses endete. Ansonsten hatten wir keinen Weg entdeckt.

Ernesto Dorani hatte seinen Fiat exakt an derselben Stelle abgestellt wie bei seinem letzten Besuch und hatte dann die Führung für mich übernommen.

Wir bewegten uns durch das Gelände und blieben stehen, als wir den ersten Grabstein erreicht hatten. Mir fiel die Stille auf, die über dem Hügel lag. Es war wirklich nichts zu hören. Das Schweigen lastete wie eine große Glocke.

»War es hier?« fragte ich.

»Nein, ich wollte Ihnen nur zeigen, daß sich hier ein Friedhof befindet.«

»Das hätte ich Ihnen auch so geglaubt.« Ich bückte mich und schaute mir den Grabstein näher an.

Dabei umfaßte ich ihn mit beiden Händen, als wäre ich Herkules, der diesen Stein aus dem Boden riß. Der Pfarrer wunderte sich darüber, fragte aber nicht, und als ich mich wieder erhoben und den Schweiß aus der Stirn gewischt hatte, sah er auch mein Kopfschütteln.

»Was haben Sie denn feststellen wollen?«

»Nicht viel. Ich wollte nur herausfinden, ob sich dieser Grabstein gelockert hat.«

»Wie…?«

»Ganz einfach. Sollte hier das Grab eines Vampir gewesen sein, dann hatte der Blutsauger möglicherweise versucht, aus seiner Höhle zu klettern. Dann aber hätte die Erde anders ausgesehen.«

»Hier ist es auch nicht gewesen, John.«

»Ich weiß. Lassen Sie uns weitergehen.«

Wir brauchten nicht weit zu laufen. Sehr schnell hatten wir den Ort erreicht, wo der Vampir endgültig sein untotes Dasein ausgehaucht hatte. Es war tatsächlich ein für ihn tödlicher Flecken Erde. Das helle Licht der Sonne mußte in ihm eine Panik ausgelöst haben, sonst hätte er sich nicht ausgerechnet an diese Stelle begeben, wo die Sonne praktisch eine helle Insel im Schatten bildete.

Der junge Pfarrer schien meine Gedanken erraten zu haben, denn er sagte: »Wir haben ja gekämpft, John, und mir ist es gelungen, ihn herzuschaffen.«

»In das Licht?«

»Ja.«

Ich lobte ihn, bevor ich mich niederkniete. In der Tat waren noch Reste zu sehen. Der Staub lag auf dem Boden, und bleiche Knochen schimmerten hindurch. Ich ließ den Staub zwischen meinen Fingern

zerrinnen. Er fühlte sich nicht anders an als normaler Staub.

»Soll ich Ihnen das Grab zeigen?«

»Gern.«

Es lag in der Nähe. Hier war es schattig, auch beklemmend. Ich sah, daß Graberde aufgewühlt war.

Möglicherweise hatte der Vampir schon zuvor versucht, in diese Ruhestätte hineinzuklettern.

»Was sagen Sie, John?«

»Erst einmal nichts. Es ist besser, wenn ich mir die anderen Gräber ebenfalls anschaue.«

Sie sahen nicht alle gleich aus. Einige waren aufgewühlt, aber andere Hinweise, konkretere, entdeckten wir nicht. Ich blieb im Schatten einer Zypresse stehen, und dem Geistlichen fiel mein nachdenkliches Gesicht sofort auf. »Worüber denken Sie nach, John?«

»Über alles und nichts«, gab ich zu.

»Das ist nicht viel.«

»Eben, Ernesto, und deshalb stelle ich mir auch konkrete Fragen. Mich würde interessieren, was hier wirklich vorgefallen ist. Wie die Dinge hier laufen. Vampire entstehen nicht einfach aus Lehm. Sie sind geschaffen worden, sie sind…« Ich brach ab, weil es keinen Sinn hatte, darüber zu reden.

»Wir müssen jedenfalls den Grund finden, und ich denke nicht, daß er sich hier in der näheren Umgebung befindet.«

»Wo dann? Im Haus?«

»Ja.«

Ernesto Dorani nickte. Dabei strich er mit der flachen Hand über seinen Nacken. »Es wird nicht einfach sein, dort hineinzugelangen. Die Tür sieht ziemlich stabil aus.«

»Die Fenster auch?« fragte ich.

Er zwinkerte mir zu. »Schämen Sie sich, an so etwas zu denken. Sie sind schließlich Polizist.«

»Und Sie Pfarrer.«

»In der Tat.«

»Mal Scherz beiseite, Ernesto. Die drei Mafiosi haben Sie gewarnt, das Haus zu betreten. Man hat gesehen, daß Sie sich schon ziemlich weit vorgewagt haben. Man war dementsprechend sauer, und wahrscheinlich hätte man Sie getötet, wären Sie kein Priester gewesen. Ist das so richtig?«

»Davon kann man ausgehen.«

»Schön, reden wir weiter. Sie sind aber nicht hineingegangen. Sie kennen das Haus nicht von innen.«

»So ist es.«

»Aber die anderen drei Typen könnten es betreten haben, nachdem Sie allein gelassen worden sind.«

»Ja.«
»Was haben Sie dort gewollt?«
»Das ist die Frage.«
»Jemand soll verschwinden. Ich habe in London erfahren, daß es einen Ort gibt, für den sich die Mafia interessiert. Daß dieser Ort außergewöhnlich ist. Daß man unliebsame Zeugen verschwinden lassen kann und nicht erst auf die Betonschuhe zurückgreifen muß. Man nimmt sie mit, man fährt mit ihnen zu einem Haus, und dort passiert etwas. Und wir müssen davon ausgehen, daß es das Haus auf dem Hügel ist. Diese alte Villa. Ist das bisher alles richtig?«
»Vollkommen.«
»Dann ist das Haus der Schlüssel!«
»Si.«
»Okay, Ernesto, sehen wir es uns mal aus der Nähe an. Und da ich keine Lust habe, den restlichen Weg hochzulaufen, nehmen wir Ihren Wagen und parken ganz offiziell vor dem Eingang.«
»Sie wissen ja, daß dieses Haus unter Beobachtung steht?«
»Das kann ich mir denken.«
»Dann kennen Sie auch das Risiko?«
»Keine Sorge, ich unterschätze es schon nicht. Aber wir müssen an den Kern heran. Alles andere hat keinen Sinn…«
»Richtig.«

***

Matteo fieberte und gierte nach Blut. Es war schrecklich für ihn, daß er seit seiner Verwandlung noch keinen Tropfen dieses köstlichen Saftes hatte schlucken können. Dabei hatten Menschen vor ihm gestanden, doch auf die hatte er verzichten müssen. Sie hatten sich nur im Haus umgeschaut und waren wieder gefahren.
Matteo war allein.
Matteo litt, denn ihm fehlte die Finsternis. Voller Sehnsucht wartete er auf die Nacht.
Aber es würde noch dauern. Der Tag hatte seinetwegen nicht plötzlich weniger helle Stunden aufzuweisen. Matteo erinnerte sich noch an die Worte der drei Männer, die sie ihm zum Abschied gesagt hatten. Daß sie bei Einbruch der Dunkelheit mit neuer Beute wiederkämen.
Darauf wartete er.
Die Männer wollten ihm trotzdem nicht aus dem Sinn. Er hatte sie anders gesehen als früher, denn er sah jetzt unter der Haut die dünnen Adern, durch die der Saft rann.
Herrlich…
Fast hätte er sich auf sie gestürzt, aber er hatte sich noch soeben zusammenreißen können.

Jetzt wartete Matteo!

Er fühlte sich manchmal schlapp. Dann konnte er sich nicht auf den Beinen halten und kroch über dem Boden. Obwohl die Fenster in der unteren Etage abgedunkelt waren, traute er sich nicht, zu nahe heranzugehen. Dahinter stand die Sonne. Für ihn war sie ein unendliches, grelles und tödliches Meer.

Er hockte auf dem Boden. Die Beine angezogen, die Hände auf die Knie gelegt.

Als Untoter war er nicht eben mit starken Gefühlen gesegnet, aber er spürte doch, daß sich an seinem Mund etwas verändert hatte.

Die oberen Eckzähne waren gewachsen.

Und das erinnerte ihn wieder an den dunklen Raum mit dem Gesicht in der Wand.

Ja, das Gesicht!

Es hatte ihn geholt, es hatte ihn gebissen, es hatte sein Blut geschlürft, und es hatte sich von ihm mit einem satten und zufriedenen Seufzen verabschiedet.

Er mochte dieses Gesicht, das einem Namenlosen gehörte. Er mochte ein Blutsauger sein aus alter Zeit, aber Matteo wußte nicht, wie er in die Wand hineingekommen war. Er wollte auch nicht länger darüber nachdenken, eine Lösung würde er nicht finden. Sie lag sicherlich tief in der Vergangenheit des leeren Hauses begraben, Nach der Phase des Ausruhens fühle er sich wieder besser. Mit einer ruckartigen Bewegung stand er auf. Breitbeinig blieb er stehen, den Kopf nach vorn gedrückt, und er stierte aus gierigen und trotzdem glanzlos wirkenden Augen zu Boden, der sich zu bewegen schien.

Der Vampir ging mit steifen, zögernden Schritten. Er näherte sich der Treppe. Wohin sie führte, wußte er nicht. Aber oben war es heller, das konnte er erkennen, als er am Fuß der Treppe stehengeblieben war und die Stufen hochschaute.

Nein, das war kein Platz für ihn.

Am liebsten war ihm die Finsternis. Da sie draußen noch auf sich warten ließ, gab es für ihn nur eine Lösung, um sich richtig wohl zu fühlen. Er mußte wieder zurück in den Raum, wo er zum Vampir geworden war. Nur dort ging es ihm gut, und er spürte auch die Sehnsucht nach dem Gesicht.

Seine Hände zitterten, als er die Tür aufzog. Er schob sich über die Schwelle. Vor ihm lag die Finsternis. Ein großes Grab, in dem es ihm gefiel. Die dicken Mauern hatten die Wärme abgehalten.

Zwischen den Wänden hatte sich eine dichte, beinahe klebrige Kühle ausgebreitet, die ihn umfing wie ein kaltes Tuch.

Es herrschte ein bestimmter Geruch. Matteo mochte ihn. Das war der Geruch von Blut, und ausgerechnet Blut war seine Nahrung, die er nicht fand.

Wäre es finster gewesen, darin wäre er nach draußen gegangen und hätte sich zu seinen Brüdern gesellt, die auf dem Hang ihre Gräber gefunden hatten. Er kannte sie nicht, er hatte sie nie gesehen, aber sein Gespür sagte ihm, daß sie dort waren und darauf warteten, daß auch er sich in ihre Reihen einordnete.

Der Vampir schlich durch den Raum.

Er betrachtete die Wände.

Dunkel, kahl und leer.

Kein Gesicht malte sich dort ab. Er sah keinen Mund, der aufgerissen und in dem die Zähne gebleckt waren. Alles war so normal. Er tappte hindurch, er schwang manchmal von einer Seite zur anderen, schaute in die Höhe, ohne dort etwas erkennen zu können, und er bewegte sich schlurfend wieder auf die Tür zu, nach dem er seine Runde gedreht hatte.

Ihm war übel, falls ein Vampir überhaupt von einer Übelkeit befallen werden konnte. Matteo preßte die Hände auf den Magen. Er öffnete den Mund, würgte, und dann rann ein Schwall aus gelbgrünem Schleim aus seinem Mund. Alles hatte sich in ihm verändert. Er hatte kein Blut mehr, er war leer, und trotzdem steckte noch etwas in ihm. Körpersäfte, Schleim und Speichel.

Er richtete sich wieder auf.

Über die Insel auf dem Boden ging er hinweg. Jetzt fühlte er sich besser. Im Dämmer der leeren Halle blieb er stehen. Sein Gesicht wirkte dabei wie ein in der Luft schwebendes graues Gespenst, gemalt von zarten Pinselstrichen mit einer Bleiche, wie sie nur den Gesichtern und Fratzen der Toten eigen war.

Dann hob er den Kopf.

Etwas hatte ihn irritiert.

Da war ein Geräusch gewesen, aber nicht innen, sondern außerhalb des Hauses.

Für einen Moment war er unsicher. Furcht oder Beklemmung verspürte er nicht. Diese Gefühle gab es nicht mehr seit seiner Verwandlung. Irgend etwas anderes war da vorhanden, mit dem er nicht zurechtkam. Eine Veränderung, denn seine empfindlichen Ohren nahmen plötzlich Stimmen wahr.

Da kam jemand.

Er wartete noch, konzentrierte sich, lauschte und nickte, um sich selbst zu bestätigen.

Ja, es stimmte.

Zwei Personen, zwei Männer - und zweimal Blut.

Plötzlich leuchteten die Augen des Untoten. Seine Gier stieg und auch das Wissen darum, daß er, wollte er das frische Menschenblut trinken, nicht bis zur Dunkelheit zu warten brauchte.

Sie kamen von allein.

Er brauchte nur zu warten.
Und Matteo zog sich dorthin zurück, wo er zum Blutsauger geworden war. Da baute er seine Falle auf…

***

»Das verstehe ich nicht«, sagte der junge Geistliche leise, als er sah, wie ich die Klinke nach unten drückte und die Tür nur spaltbreit öffnete. »Das verstehe ich wirklich nicht.«
»Was denn?«
»Daß nicht abgeschlossen wurde. Die drei Männer sind zum Haus gefahren. Sie waren hier, und sie haben die Tür nur zugeschoben, als sie wieder fuhren? Wenn Sie darüber nachdenken, John, finden Sie das nicht auch seltsam?«
Ich zog die Tür wieder zu und gab dem Pfarrer recht.
»Was schließen Sie daraus?«
»Mehreres, Ernesto. Es kann sein, daß die Tür absichtlich nicht abgeschlossen worden war.«
»Weshalb sollten sie das getan haben?«
»Für Sie ganz allein, mein Lieber. Nur für Sie. So und nicht anders müssen Sie das sehen.«
Dorani schwitzte plötzlich, was nicht nur an der Sonne lag. In seinem Kopf mußten sich die Gedanken überschlagen, das war ihm anzusehen. Er versuchte, sie in die Reihe zu bekommen, um einen logischen Schluß zu finden. »Aber die drei Kerle haben mich davor gewarnt, in dieses Haus zu gehen.«
»Stimmt. Aber haben Sie es auch so gemeint?«
Ernesto kriegte große Augen. »Moment mal, John. Sie meinen… Sie meinen, daß sie es nur dahin gesagt haben, gleichzeitig darauf hofften, daß ich ihren Befehl nicht befolge.«
»So ist es, mein Lieber.«
»Das ist quer gedacht.«
Ich gestattete mir ein Lächeln. »Keine Sorge, Ernesto, ich kenne mich aus, was gewisse Spielregeln angeht. Vampire oder andere Geschöpfe der Finsternis denken oft quer, aber eine gewisse Logik verfolgen auch sie.«
»Sie sind der Fachmann.«
»In diesem Fall schon.« Nun griff ich hinter mich und zog an der Kette. An meiner Brustseite rutschte das Kreuz hoch. Ein Sonnenstrahl fing sich auf dem Silber und ließ es aufblitzen.
Ernesto Dorani trat einen Schritt zurück, aber nicht weil er sich vor dem Kreuz gefürchtet hätte, er bestaunte es nur und flüsterte: »Mein Gott, ist das edel und schön.«
»Stimmt.«
»Woher haben Sie es?«

Ich schaute es für einen Moment an, bevor ich es in die Tasche der dünnen Jacke steckte. »Das ist eine lange Geschichte. Vielleicht erzähle ich sie Ihnen, wenn dieser Fall zu den Akten gelegt werden kann.«

»Schaffen wir das denn?«

»Das will ich doch hoffen.«

Dorani nickte und wollte das Haus betreten. Ich aber hielt ihn zurück. »Nein, noch nicht, bitte. Lassen Sie mich als erster gehen. Es könnte durchaus sein, daß man auf uns wartet.«

»Gut.«

Diesmal zog ich die Tür weiter auf und freute mich als erstes über den kühler. Hauch, der mir entgegenwehte. Ich stand in einer kleinen, leeren Halle, in die man kein einziges Möbelstück hingestellt hatte. Suchend schaute ich mich um.

Das Dämmerlicht gestattete mir auch den Blick auf einige Türen. Eine nach oben führende Steintreppe sah ich ebenfalls. Wo die Stufen meiner Sicht wieder entglitten, war es heller.

Falle oder nicht?

Beim ersten Hinschauen sah es nicht nach einer Falle aus, sondern eher nach einem Haus, dessen Besitzer für einige Wochen in Urlaub gefahren waren und die Fenster sicherheitshalber abgedunkelt hatten.

Auch der Pfarrer hatte das Haus betreten. Zum erstenmal stand er in seinem Innern. Ich sah ihm an, daß er sich nicht gerade wohl fühlte. Seine Wangen zuckten, die Lippen lagen hart aufeinander.

Kommentarlos drehte er seinen Kopf und blickte in die Runde, ohne daß ihm dabei etwas aufgefallen wäre.

Ich fragte ihn nach seinen Eindrücken.

Er hob die Schultern. »Seltsam, John, aber hier ist nichts, gar nichts, verstehen Sie?«

»Ist das nicht positiv?«

»Nein, überhaupt nicht. Ich habe trotzdem den Eindruck, daß etwas nicht stimmt. Das ist nicht so bei einem normalen Haus. Ich bin hier reingekommen und dachte mir, daß gleich etwas passieren muß. Das war nicht der Fall, und ich frage mich, warum ich mich trotzdem nicht wohl fühle und dieses Gefühl noch vorhanden ist.«

»Kann es am Geruch liegen?«

Er blickte mich erstaunt an. »Dann haben Sie es auch gerochen?« hauchte er.

»Ja.«

»Was ist es?«

Ich hob die Schultern. »Man kann es schlecht erklären. Es ist der Geruch nach Grab, nach…« Ich zögerte, und der Geistliche gab die Antwort.

»Nach Blut?«

»Genau.«
Dorani nickte heftig. »Nach Blut - ja.« Er nickte noch einmal. »Das glaube ich auch. Hier«, flüsterte er, »hier haben sie sich aufgehalten. Hier sind die Blutsauger gewesen, das weiß ich genau.« Er holte tief Luft. »Wir müssen damit rechnen, daß sich der eine oder andere auf uns stürzt.«

»Das kann sein.« Ich hatte nach meinem Kreuz gefaßt, um herauszufinden, ob es sich schon erwärmt hatte.

Das war nicht der Fall, Vielleicht fiel es mir auch nicht auf, aber ich blieb nicht stehen und begann damit, die Halle abzuschreiten, denn da interessierten mich besonders die Türen.

Einige standen zur Auswahl und…

Etwas störte mich. Es war ein Fleck vor einer bestimmten Tür. Er breitete sich wie eine Lache auf dem Boden aus, und von ihm strahlte auch ein bestimmter Geruch ab, der mir gar nicht gefiel und sich an meine Kehle heranarbeitete.

Das war kein Blutgeruch, doch ich konnte den Gestank nicht identifizieren. Vielleicht nach Erbrochenem oder nach…

Die Tür bewegte sich. Da kein Durchzug herrschte, gab es für mich nur eine Erklärung. Jemand mußte sie von der anderen Seite her angestoßen haben.

Da also konnte jemand lauern.

Ich war noch vorsichtig und drehte auch kurz den Kopf, um Ernesto zu warnen.

In diesem Moment geschah es.

Wuchtig flog mir die Tür entgegen. Ich hörte noch einen Knurrlaut und schaffte es nicht mehr ganz, den Kopf zur Seite zu drehen. Die mir entgegenwuchtende Tür traf mich mit voller Wucht. Ich hatte in einem Reflex beide Arme hochgerissen, so war der Aufprall gemildert worden. Trotzdem flog ich zurück, wobei es mir schon wie ein Wunder vorkam, daß ich noch auf den Beinen blieb.

Meine Arme schmerzten, der Kopf ebenfalls, wo ich gestreift worden war, und aus dem Augenwinkel nahm ich die Gestalt wahr, die aus einem Raum hervorstürmte wie aus einem finsteren Grab.

Er war ein Vampir!

Und er jagte auf den Pfarrer zu!

***

Natürlich war Ernesto Dorani ebenso überrascht wie ich. Auch er hatte mit einer bösen Überraschung gerechnet, aber nicht damit, daß sie so schnell und überfallartig über uns kommen würde. Er hatte Sinclair zur Seite taumeln sehen und von ihm erst den Blick abgewendet, als der Untote über die Türschwelle hinweg auf ihn zustürzte.

Er wollte das Blut des Pfarrers.

Dorani hatte sich nie darüber Gedanken gemacht, wie schnell ein Vampir sein konnte. Für ihn leider zu schnell, denn ausweichen konnte er nicht. Der Vampir sprang ihn an. Füg die Dauer einer Blitzlichtlänge sah der Geistliche das verzerrte Gesicht. So leichenbleich mit einem weit aufgerissenen Maul, aus dessen Oberkiefer die Zähne wie kleine Messer blinkten.

Dann packte Matteo zu.

Der Pfarrer war beileibe kein Schwächling, aber der Blutsauger schaffte es schon beim erstenmal, ihn von den Beinen zu reißen. Dorani fiel zu Boden. Er schlug mit den Schultern und dem Hinterkopf auf und spürte einen heftigen Schmerz durch den Schädelzucken.

Ich bin verloren! schrie es in ihm. Der Blutsauger hat mich. Ernesto riß die Arme zum Schutz hoch, weil er wußte, daß der Vampir seine Zähne in den Hals hacken wollte. Er hörte ein undefinierbares Geräusch, das irgendwo auch nach nackter Gier klang, dann schob sich eine kalte Leichenhand unter seinem Abwehrgriff hindurch, und gespreizte Finger drückten gegen sein Gesicht.

Er schloß schnell die Hand. Ein Handrücken drückte die Nase beinahe platt. Tränen schossen ihm in die Augen. Eine andere Hand zerrte am Hemdkragen, um den Stoff zu zerreißen, das alles geschah auf einmal, während der Pfarrer am Boden lag.

Ich stand bereits wieder.

Und ich hatte natürlich gesehen, in welch einer Gefahr sich der Geistliche befand.

Nun hätte ich es mir leicht machen können. Ich brauchte nur die Beretta zu ziehen und eine geweihte Silberkugel in den Rücken des Untoten zu schießen.

Das wollte ich noch nicht. Dieser Fall befand sich noch am Anfang, da konnte uns der Vampir bei den Ermittlungen möglicherweise helfen, wenn wir ihn zwangen.

Mit wenigen Schritten hatte ich die beiden Kämpfenden erreicht. Der Pfarrer tat sein Bestes, er strampelte mit beiden Beinen, aber er kam aus der Umklammerung des Blutsaugers nicht weg.

Ich packte den Blutsauger an beiden Schultern. Riß ihn hoch, schleuderte ihn zur Seite, so daß er quer durch die Halle segelte und mit seinem blutleeren Körper gegen eine Tür prallte, die unter dem Druck erzitterte.

Er machte ihm nichts. Er raffte sich wieder auf. Hinter mir hörte ich Dorani stöhnen. Er hatte überlebt, ihm war nichts passiert. Ich konnte mich also um den Blutsauger kümmern.

Der stand wieder.

Er glotzte mich an.

Über meine Lippen huschte ein kaltes Lächeln. »Komm her!« flüsterte

ich. »Komm her…«

Er war irritiert. Wahrscheinlich wollte er nicht begreifen, daß es jemand gab, der keine Angst vor ihm hatte, deshalb auch sein Zögern, das er aber überwand. Dann glitt er auf mich zu. Ganz vorsichtig. Seine starren Totenaugen bewegten sich dabei. Er suchte nach der Falle und zugleich nach der Lösung.

Wohin?

»Weiter… weiter…« lockte ich ihn. »Mein Blut wird dir sicherlich schmecken.«

Das war eine Dramaturgie, wie sie kein Regisseur besser hätte herbeiführen können. Die düstere Gestalt gab zischende Geräusche von sich, sie schaute sich um, und sie sah zu, daß sie mehr an den dunklen Stellen der Halle blieb.

Ich wartete noch immer. Hinter mir flüsterte Dorani etwas, auf das ich nicht achtete. Der Vampir war wichtiger - und natürlich seine Reaktion.

Er sprang.

Mit einem Satz wollte er die Distanz zu mir überwinden. Ein heller »Reflex« wischte durch die Luft, und im nächsten Augenblick gab der Blutsauger einen gurgelnden Schrei ab.

Er hatte mein Kreuz gesehen. Es schaute aus meiner Faust hervor, und dieser Anblick stoppte ihn.

Tatsächlich fiel er vor mir und dem Kreuz auf die Knie, nur aus anderen Motiven, als es normalerweise ein gläubiger Mensch tat.

Er wollte nicht hinschauen. Er heulte. Er bog den Oberkörper vor und machte sich so klein wie möglich. Ich sah auf seinen runden Rücken, auch dann noch, als ich neben ihm stehenblieb und ihm einen Tritt in die Seite versetzte.

Vampire spüren keine körperlichen Schmerzen, wenn sie nicht durch bestimmte Waffen angegriffen werden. So war es auch hier. Er tat nichts, erst beim nächsten Tritt, den ich härter geführt hatte, geriet er aus seiner Lage und prallte auf den Rücken.

Inzwischen hatte mich auch der Pfarrer erreicht. Kopfschüttelnd blieb er neben mir stehen. »Keine Fragen jetzt«, flüsterte ich ihm zu. »Unser Freund da vorn ist wichtiger.«

»Wie Sie meinen.«

Der Blutsauger lag zwar auf dem Rücken, aber er hatte die Beine angewinkelt, als wollte er sie im nächsten Moment vorschnellen lassen und mir einen Tritt verpassen. Auch mit den Armen stützte er sich nicht ab. Er hielt sie als Deckung vor sein Gesicht, der Anblick des Kreuzes war für ein Wesen wie ihm eine grausame Folter.

Ich wußte auch, daß Vampire reden konnten. Sie verstanden einen Menschen, auch wenn kein Blut in ihren Adern floß. Das hatte ich schon des öfteren erlebt, das würde hier auch nicht anders sein, und

deshalb sprach ich ihn an.
»Du weißt, daß ich das Kreuz habe. Deine Existenz liegt in meiner Hand. Ich kenne deine Angst vor dem Kreuz, und weil ich sie kenne und sie steigern kann, wirst du mir jetzt einige Fragen beantworten. Hast du das verstanden?«
Als Antwort grunzte er uns irgend etwas entgegen. Darum kümmerte ich mich nicht. Ich wollte erst seinen Namen wissen.
»Matteo.«
Ich schaute den Pfarrer an. Der begriff, was ich wollte und hob nur die Schultern. »Nie gehört.«
»Gut. Wer bist du sonst noch?«
»Blut!« keuchte er…
»Wer bist du? Was ist passiert?«
»Das Gesicht!« flüsterte er rauh. »Das Gesicht. Ich liebe das Gesicht. Ich werde das Blut…« Er brabbelte etwas vor sich hin, und ich sah ein, daß ich bei ihm nichts erreichte. Das wußte auch mein Begleiter Ernesto. »Was werden Sie jetzt tun?«
»Da gibt es mehrere Möglichkeiten.«
»Sie tragen eine Beretta mit Silberkugeln und…«
»Nein, nicht sie. An ihn brauchen wir keine Kugel zu verschwenden. Es gibt da andere Möglichkeiten.«
»Das Kreuz?«
»Auch. Wir können ihn aber auch draußen vor die Tür in das Licht der Sonne legen.«
»Da würde er qualvoll verenden.«
Ich mußte lächeln, als ich die Worte hörte. Sie waren für Ernesto typisch. Sie klangen auch sehr menschlich, aber eine Menschlichkeit konnte ich bei einem Wesen wie dem Blutsauger vergessen.
»Ich werde das Kreuz nehmen«, sagte ich.
Der Pfarrer schaute zu. Er sah aus wie jemand, der überlegte, ob er beten sollte oder nicht. Er ließ es bleiben, nicht für einen Blutsauger, der das von der Kette herabhängende Kreuz als einen silbrigen Reflex über sich sah.
Er schrie noch, er streckte auch die Arme entgegen, als wollte er es abwehren. Dann fiel ihm ein, daß er es nicht berühren durfte, und seine Hände zuckten zurück.
Der Weg zum Gesicht war frei!
Das Kreuz landete genau auf seiner Stirn.
Ein grauenhafter Schrei irrte durch die Halle und tanzte über die kahlen Wände hinweg, so daß mehrere Echos unsere Ohren trafen. Der Schrei war einfach furchtbar, und es übertönte auch das zischende Geräusch, das entstand, als sich mein Kreuz in die Stirnhaut des Blutsaugers brannte.
Die ersten Knochen zerknirschten.

Rauch strömte in die Höhe. Er stank nach verbranntem Fleisch. Noch einmal lief ein Zucken über das ansonsten starre Gesicht, dann veränderten sich die Züge in die eines friedlich entschlafenden Menschen.

Dorani konnte es nicht fassen. Er schüttelte einige Male den Kopf, als er auf den erlösten Blutsauger niederschaute. Ich hatte das Kreuz wieder an mich genommen. »Gütiger Himmel, John, er… er löst sich nicht auf…?«

»Richtig.«

»Warum nicht?«

»Weil er nicht zu den alten Blutsaugern gehört. Er ist einfach noch zu frisch. So sieht die Lösung aus.«

»Aha.« Dorani fröstelte, und ich konnte mir ein Lächeln nicht verkneifen.

»Ich weiß, daß es brutal und hart ausgesehen haben muß. Aber glauben Sie mir, es war das Beste für ihn und auch für die Menschen, die ihm möglicherweise über den Weg gelaufen wären. Sein Durst nach Blut ist ungeheuer. Er hätte immer wieder Menschen angefallen und damit eine Kettenreaktion ausgelöst.«

»Meinen Sie?«

»Ich kenne mich da aus.«

Ernesto wischte durch sein Gesicht. Er spielte mit seinem schlichten Holzkreuz, das er ebenfalls aus der Tasche gezogen hatte. »Dann haben die Filmemacher und Autoren doch recht gehabt. Vampire fürchten sich vor dem Symbol der Erlösung.«

»Es ist für sie tödlich.«

Dorani schaute sich das Gesicht an. Wie eine Narbe, die nie vergehen würde, hatte sich das Kreuz in seiner Haut festgebrannt und sogar noch Stirnknochen zerstört. Auch weiterhin quollen dünne Rauchfäden aus dieser Wunde.

Als er den Blick schließlich abwendete, schüttelte er sich. »Und was tun wir?« fragte er.

»Wie meinen Sie das?«

»Gehen wir jetzt?«

Die Frage hatte sich angehört, als wäre sie nicht ernst gemeint gewesen. »Nein, wir werden nicht gehen. Daß dieser Matteo zu einem Vampir geworden ist, muß seinen Grund gehabt haben.«

»Und den finden wir hier?«

»Das hoffe ich.«

»Aber… aber dann müssen sich noch weitere dieser Geschöpfe hier im Haus aufhalten.«

»Keine Ahnung, Ernesto, wirklich nicht. Aber ich erinnere mich an die Worte des Blutsaugers. Er hat ja leider nicht viel gesagt, doch etwas sehr Wichtiges war dabei.«

»Was denn?«
»Gesicht!«
»Bitte?« Dorani hüstelte.
»Er hat von einem Gesicht gesprochen.«
Der junge Geistliche runzelte die Stirn. »Ja, das stimmt«, sagte er nach einer Weile des Nachdenkens. »Aber ich weiß nicht, was er damit meinte. Er kann an sein Gesicht gedacht haben.«
»Das glaube ich nicht«, erwiderte ich. »So eitel ist niemand. Schon gar nicht in einer derartigen Lage. Das Gesicht muß etwas mit seinem Zustand zu tun gehabt haben. Es ist für ihn so wichtig gewesen, daß er stets daran gedacht hat, auch noch, als er kurz vor seinem Ende stand.«
»Es ist ein Rätsel.«
»Wir werden sehen«, sagte ich, ging auf die Mitte der Halle zu und blieb dort stehen, drehte mich aber um die eigene Achse, weil ich nach diesem Gesicht oder einem Hinweis darauf suchte.
Ich rekapitulierte noch einmal, was wir nach unserem Eintritt erlebt hatten.
Der Blutsauger war aus einem bestimmten Raum hervorgekommen. Warum hatte er sich dort aufgehalten? Nur um sich zunächst vor uns zu verstecken und auf Beute zu warten?
Da stand die Frage, aber ich wußte die Antwort nicht, deshalb wollte ich mir diesen Raum gern genauer anschauen.
»Und was werden wir dort finden?« fragte der Priester, nachdem ich ihm die Sache erklärt hatte.
»Zumindest keine Fenster«, erwiderte ich, denn ich hatte die Tür bereits aufgestoßen.
Vor mir staute sich die Finsternis. Sie war wie ein schwarzer Backofen, in dem etwas lauerte, das zwar vorhanden war, aber von mir nicht erfaßt werden konnte.
Ich kam damit nicht zurecht.
»Haben Sie Probleme?« flüsterte Dorani dicht hinter mir.
»Im Prinzip nicht.«
»Stört es Sie, daß es in dem Raum keine Fenster gibt?«
»Nein. Im Gegenteil. Ich habe eher den Eindruck, direkt an der Quelle des Bösen zu stehen.«
»Was ist es dann?«
»Das kann ich Ihnen nicht sagen, Ernesto. Es kann an der Atmosphäre liegen. Jedenfalls werde ich mich hier einmal genauer umschauen. Bleiben Sie ruhig zurück.«
»Bene, mache ich.«
Schon beim ersten Schritt in das Zimmer hinein hatte ich meine kleine Leuchte aus der Tasche gezogen. Ihr weißgelber Strahl schnitt eine Furche in die Dunkelheit. Ich bewegte das Licht, es glitt nicht nur

über den Boden, sondern auch über die Wände hinweg, und die bestanden aus glatten Steinen. Es gab keine Tapete, nur diesen etwas helleren Putz.

Kahle und nackte Wände. An der Decke das gleiche, am Fußboden ebenfalls. Wieder fiel mir das Gesicht ein. Ich sah kein Gesicht, ich sah auch keinen Menschen, zu dem ein Gesicht gehört hätte.

Ich befand mich mutterseelenallein hier.

Und doch war da etwas…

Hätte man mich nach einer Erklärung gefragt, ich hätte keine geben können. Allein deshalb, weil ich nichts sah und nur etwas spürte. Es lag zwischen den Wänden, dem Boden und der Decke. Es war etwas Besonderes, Außergewöhnliches, was eigentlich nichts mit der hier vorherrschenden Kühle zu tun hatte, denn das lag an den dicken Hausmauern.

Wer oder was lauerte hier?

Meine Finger glitten über das Kreuz. Hatte es sich erwärmt, oder lag es an der Temperatur meines Körpers, daß es sich eben anders anfühlte. Auch da konnte ich keine konkrete Antwort geben, was mich natürlich nicht eben glücklich machte.

Etwas stimmte hier nicht, aber ich fand es nicht heraus. Wütend und auch enttäuscht machte ich kehrt, blieb vor dem jungen Pfarrer stehen und hob die Schultern.

»Nichts?« fragte er.

»So ist es.«

Er hob die Arme. »Das sieht nicht gut aus. Was machen wir nun?«

Ich lächelte ihn an. »Gute Frage, auf die Sie auch eine Antwort bekommen. Ich werde von hier nicht weggehen, das steht fest. Ich bleibe in diesem Haus.«

»Warum?«

»Es klingt paradox, aber hören Sie bitte genau zu. Weil das untote Leben erst bei Anbruch der Dunkelheit erwacht. Genau das ist der Grund. Und ich kann mir vorstellen, daß sie, wenn es dunkel wird, wie die Ratten aus ihren Löchern kommen.«

»Damit meinen Sie die Vampire vom Friedhof draußen.«

»Genau.«

Dorani schaute auf seine Uhr. »Wir haben Sommer, John. Bis es dunkel wird, ist es noch Zeit.«

»Ich weiß.«

»Haben Sie etwas dagegen, wenn ich bei Ihnen bleibe?«

»Haben Sie denn Zeit?« fragte ich zurück.

»Ich lasse die abendliche Andacht eben ausfallen. Dafür wird der liebe Gott schon Verständnis haben.«

»Das ist Ihr Problem.«

»Aber Sie hätten nichts dagegen?« vergewisserte er sich noch einmal.

»Nein.«
»Gut, dann gehe ich jetzt zu meinem Wagen und werde uns etwas zu trinken holen.«
»Das haben Sie im Auto?«
»Sogar gekühlt«, sagte er und wandte sich zur Tür hin. »Ich muß hin und wieder bei dieser Hitze einen Schluck trinken. Und sagen Sie nicht, daß Sie keinen Durst haben.«
»Und wie ich Durst habe. Als hätte ich die Wüste Gobi durchwandert.« Ich schaute auf den Rücken des Geistlichen, als er zur Tür ging. Der Mann gefiel mir. Überhaupt hatte ich, wenn ich darüber nachdachte, mit den Männern und den Vertretern der Kirche immer Glück gehabt und hatte mit ihnen gut zusammenarbeiten können.
Einige Stunden würden wir noch warten müssen, bis die Sonne ganz verschwunden war. Zunächst einmal schien sie noch, und sie schickte ihr »Feuer« in die Halle hinein, als Dorani die Tür geöffnet hatte. Er hätte eigentlich weitergehen müssen, ich beobachtete ihn genau. Seine Gestalt malte sich ab wie ein Scherenschnitt, und ich sah auch, wie er sich drehte und sich mit einer Frage an mich wandte.
»Wie viele Flaschen soll ich…?«
Weiter kam er nicht.
Plötzlich fiel der Schuß!
Es war so verrückt, so irreal, so unwahrscheinlich, daß ich den Eindruck hatte, ganz woanders zu sein und das nicht mitzuerleben, was ich mit eigenen Augen sah.
Die Kugel traf den Pfarrer.
Sie erwischte ihn wie einen Rammstoß, und die Wucht des Einschlags drehte den Mann um die eigene Achse, bevor er zurück in die Halle taumelte. Aus irgendeinem Grunde schaffte es Dorani noch, die Tür zuzustoßen, so daß eine zweite Kugel sie und nicht den Mann getroffen hätte, der gestürzt war, unter einem Schock litt und steif wie ein Brett auf dem Boden lag.
Mir war durch die Aktion klargeworden, daß es wohl einige Leute gab, die nicht wollten, daß wir das Haus verließen und darin blieben wie die Maus in der Falle…

***

»Er hat nichts gehört«, sagte Baggio und lächelte. »Er hat wirklich nichts gehört.«
Maldini lächelte dünn, als er das Fernglas sinken ließ. »Hast du etwas anderes gedacht?«
»Weiß nicht.«
»Pfaffen sind eben neugierig«, meinte Maldini.
»Und jetzt sind sie zu zweit«, gab auch Evani seinen Senf dazu. »Ja«, bestätigte Maldini, »aber wir sind zu dritt. Und damit haben wir sie.«

»Wen? Die beiden?«
»Nein, die Falle.«
Die Mafiosi schwiegen. Sie hatten sich einen besonderen Plan ausgedacht. Erst dem Pfarrer Angst machen, dann abwarten, wie er reagierte, um ihn anschließend, wenn er sich nicht an die Befehle hielt, aus dem Weg zu räumen. Sie hatten eigentlich gehofft, daß er so reagieren würde, und sie waren zum Haus gefahren, um die Tür aufzuschließen. Sie wollten ihn locken, denn sie wußten, daß dieser Mann etwas bemerkt hatte. Er hatte den Gerüchten einfach zu viel Glauben geschenkt. Eine Entdeckung konnten sich die drei von der Killertruppe nicht erlauben. Sie hatten bisher die perfekte Lösung gefunden, unliebsame Feinde verschwinden zu lassen. Auch wenn sie sich dabei mit dem Teufel verbunden hatten, das war ihnen egal, aber dieser junge Pfarrer hatte einfach nicht aufgegeben. Wahrscheinlich fühlte er sich ähnlich wie Kommissar Cattani, der gegen die Mafia kämpfte.
Aber das war TV, sie diktierten das wahre Leben.
Baggio war trotzdem noch etwas unruhig, denn er fragte: »Diesen anderen, den Blonden da, kennt ihr ihn? Habt ihr ihn schon einmal bei unserem Freund gesehen?«
»Nein.« Evani hatte für Maldini mitgesprochen.
»Auch nicht beim Pfarrer.«
»Richtig.«
»Er sieht nicht aus wie ein Landsmann von uns.«
»Vielleicht stammt er aus dem Norden«, meinte Maldini.
»Das glaube ich auch nicht.«
»Warum nicht?«
»Gefühl. Der Knabe ist fremd. Ich denke eher, daß der Pope ihn geholt hat.«
»Als Helfer?«
»Genau«, sagte Baggio.
Die Männer berieten, was sie unternehmen sollten, und sie kamen schließlich zu dem Entschluß, eine Falle aufzubauen. Sie wollten um das Haus so etwas wie einen Ring legen. Die beiden Typen sollten bis zur Dunkelheit dort bleiben, dann würden andere kommen und sich ihrer annehmen. Es gab keinen unter ihnen, der sich darüber nicht gefreut hätte. Sie empfanden es sogar als Spaß, warteten, bis die beiden im Haus verschwunden waren, und lösten sich dann von ihren Beobachtungsposten.
Sie stiegen in den Wagen, fuhren aber noch nicht ab, sondern überprüften die Waffen.
Nur Baggio war mit einer MPi ausgerüstet. Er stellte die Waffe um auf Einzelfeuer und schaute dann zu, wie seine Kumpane ihre schweren Revolver checkten.

»Alles okay?«
»Du kannst fahren«, sagte Maldini.
Sie begingen nicht den Fehler, die Serpentinenstraße ganz hochzufahren.
Auf halber Strecke und wo die Deckung gut genug war, stoppten sie und stiegen aus.
»Und jetzt der Fußweg durch das Gelände.« Evani stöhnte.
Maldini grinste nur schief. »Denk daran, wer siegen will, der muß auch leiden.«
»Immer?«
»Nein, aber immer öfter.«
Sie sprachen nicht mehr. Sie schlugen sich in das Gelände und kletterten in die Höhe, was sie nicht gewohnt waren. Aber auch Killer haben ihre Disziplin, und keiner von ihnen beschwerte sich über den doch anstrengenden Anstieg.
Sie waren Profis. Zahlreiche Morde kamen auf ihr Konto. Direkt als auch indirekt. Jede Tat war anders. Sie planten sehr genau und stellten sich auf ihr jeweiliges Opfer ein.
Auch in diesem Fall gingen sie so vor. Drei gegen zwei, wobei der eine von ihnen noch ein Pfaffe war. Aber er hatte sich in der Kirche gut gehalten und war mit seiner Furcht sicherlich perfekt umgegangen. Jedenfalls war ihnen nicht aufgefallen, daß er besonders vor ihnen gezittert hätte.
Das Haus war bereits in Sichtweite geraten, als sie stehenblieben. Ihre Augen richteten sich gegen die Fassade, und Maldini übernahm das Wort. »Wir werden uns verteilen«, sagte er. »Baggio, du übernimmst die Vorderseite. Behalte die Tür im Auge. Evani und ich bilden die andere Seite der Klammer.«
Baggio nickte. Evani ebenfalls. Die drei klatschten sich gegenseitig vor die Handflächen, dann tauchten zwei von ihnen weg. Baggio wartete noch. Nach gut zwei Minuten setzte auch er sich in Bewegung. Er mußte einen Platz finden, der ihm einen optimalen Schußwinkel und auch eine optimale Distanz hin zur Tür erlaubte.
Grabsteine gab es hier nicht. Aber schon mehr Lücken zwischen den Gewächsen. Die Sonne kam noch immer durch und brannte das Gehirn aus den Köpfen.
Baggio holte eine flache Kappe aus der Jackentasche. Er setzte sie auf und drückte den Schirm nach vorn.
Alles war okay.
Der Platz war wenige Minuten später gefunden. Er hatte eine günstig postierte alte Steinbank entdeckt, auf die er sich setzte. An der Rückenlehne stand die MPi. Sie war noch immer auf Einzelfeuer gestellt. Dabei blieb es auch, denn Baggio hatte noch nie danebengeschossen. Treffen würde er immer, wenn auch nicht tödlich.

Aber die Chancen standen für beide Männer nicht gut…

***

Die Tür war zu. Zwischen ihr und mir lag Ernesto Dorani so unbeweglich auf dem Steinboden, daß ich schon das Schlimmste befürchtete. In einer Reflexbewegung hatte ich die Beretta gezogen, sie aber wieder weggesteckt, denn sie brauchte ich nicht.

Statt dessen ging ich auf den Pfarrer zu, der sich auch dann nicht bewegte, als ich neben ihm kniete.

Der Schock hatte ihn steif werden lassen, denn die Kugel hatte ihn nicht tödlich erwischt. Sein Glück war die letzte Drehbewegung gewesen, da hatte der Allmächtige wirklich seine schützende Hand über ihn gehalten.

Ich schaute mir die Wunde an.

An der linken Schulter war das T-Shirt zerfetzt. Dort hatte ihn die Kugel gestreift.

Aus der Wunde sickerte Blut, und als ich den Arm in Höhe des Ellbogens berührte, zuckte der Mann zusammen. Sein starres Gesicht veränderte sich, auch in seine Augen kehrte Leben zurück, und auf den Zügen zeichnete sich der Schmerz ab.

Der Schock war vorbei.

»Du lebst, Freund…«

Er holte tief Luft. Sein Schnaufen begleitete auch seine Antwort. »Okay, ich lebe«, murmelte er.

»Aber was ist geschehen?« Er dachte wohl nach, hatte die Lösung gefunden und fing plötzlich heftig an zu zittern. Ich legte ihm eine Hand auf den Körper, um ihn zu beruhigen. Mit der anderen stützte ich mich ab und schaute mich auch zu den Fenstern hin um, weil ich damit rechnete, daß der eine oder andere Killer dort auftauchte.

Es ließ sich niemand blicken.

Sie setzten also nicht nach, und ich überlegte, was das zu bedeuten hatte.

Es gab nur eine Lösung: Sie wollten, daß wir im Haus blieben. Wenn wir den Versuch starteten, das Haus zu verlassen, würden sie schießen und diesmal besser zielen.

Ich konnte mir ein verbissenes Lächeln nicht verkneifen. Wir hatten ja vorgehabt, im Haus zu bleiben. Daß es auf eine derartige Art und Weise geschehen würde, damit hatte keiner von uns rechnen können.

»Durst habe ich noch immer!« flüsterte der Pfarrer. Er bewies damit, daß er trotz seiner miesen Lage den Humor nicht verloren hatte.

»Ist nur schlecht mit dem Wasserholen.«

»Weiß ich, John. Sie sind da, nicht?«

»Ich habe nur einen gesehen.«

»Es sind aber drei, glaube mir«, flüsterte er. »Diese Hundesöhne

haben uns reingelegt. Die haben mir eine Falle gestellt, in die ich hineingetappt bin.«

»Wäre ich auch, Partner.«

»Meinst du?«

»Ja.«

»Wenn nur die Schulter nicht so brennen würde. Es kommt mir vor, als hätte jemand noch einmal Säure hineingekippt. Das ist eine verfluchte - der Herr möge mir verzeihen - Scheiße.«

»Richtig.«

»Und wie kommen wir da wieder raus, Mr. Sinclair?«

»Nicht bei Tageslicht.«

»Warte, bis es dunkel wird«, murmelte er und fügte noch etwas hinzu, »dann kommen die Blutsauger aus ihren Löchern.«

»Das ist durchaus möglich.«

»Die haben dann perfekte Rückendeckung. Das darf man keinem sagen. Drei Killer, die irgendwelchen Vampiren den Rücken decken, damit die Blut saugen können. Wenn ich darüber nachdenke, dann…«

»Tu es lieber nicht.«

»Ja, du hast recht.«

»So, und jetzt werde ich mich mal um deinen Kratzer an der Schulter kümmern.«

»Kratzer?«

»Mehr ist es nicht.«

»Klar, für dich, aber ich sehe es anders.«

Ich sagte nichts und freute mich, ein sauberes Taschentuch mitgenommen zu haben. »Es wird ein wenig weh tun, aber Indianer kennen keinen Schmerz.«

»Pfarrer auch nicht.«

»Das kannst du gleich beweisen, alter Junge.«

Er bewies es auch, und ich zog den Hut vor ihm. Nur ein leises Stöhnen drang über seine Lippen, als ich den »Verband« anlegte. Ich knotete das Taschentuch zusammen, nickte dem Pfarrer zu und erklärte, daß ich nicht mehr machen könnte.

»Mal schauen, ob ich stehen kann.«

Ich grinste ihn an. »Du hast doch nichts am Fuß.«

»Man kann nie wissen.« Er stand auf, dabei schielte er zu den Fenstern, ebenso wie ich, aber wir entdeckten keine fremde Bewegung. Wenn die Killer lauerten, was sie bestimmt taten, dann nicht direkt am Haus, sondern ein Stück entfernt, allerdings in einer für sie günstigen Schußentfernung.

Ein wenig blaß um die Nase, aber ansonsten ziemlich sicher auf den Beinen durchquerte der junge Geistliche die Halle. »Ich denke, daß ich okay bin«, sagte er.

»Halte dich trotzdem von den Fenstern fern.«

»Und du?«
»Ich schaue nach.«
Der junge Pfarrer wollte etwas sagen, ließ es allerdings bleiben, als er mein Gesicht sah.
Ich kam mir vor wie der berühmte Westernheld, der sich in einen Saloon zurückgezogen hat, wo er hin und wieder den Kopf hebt, um auf die Main Street zu schauen.
Hier war es ähnlich.
Nie zeigte ich meinen ganzen Kopf, geschweige denn meinen Körper. Es war nicht viel zu erkennen, was einfach an der Sonne lag, die noch zu stark blendete. Und zwischen den Büschen und Bäumen am Hang lagen dann die Schatten, die von den Gangstern ausgenutzt wurden.
Ich ließ mir Zeit. Eine gewisse Nervenstärke gehörte dazu. Aber vor mir tat sich nichts. Die Sonne brannte herab, der Boden war staubig, wir konnten die relative Kühle des Hauses genießen, ansonsten sahen wir nicht gut aus.
»Und?«
»Nichts.«
»Das habe ich mir gedacht.«
»Aber sie sind da«, sagte ich.
»Wenn du den Beweis haben willst, geh und öffne die Tür.«
»Darauf kann ich verzichten.« Mein Blick glitt immer wieder von einer Seite zur anderen. Ich schaute sehr genau hin, aber Büsche und Bäume schwiegen. Sie bildeten einen natürlichen Wall und eine schattige Mauer zugleich. Ich sah auch kein fremdes abgestelltes Auto. Die Kerle mußten ihr Fahrzeug irgendwo anders geparkt haben.
Ich zog mich wieder zurück. Die ersten Schritte ging ich im Entengang, danach richtete ich mich wieder auf. »An der Rückseite sollten wir es erst gar nicht versuchen«, meinte der junge Priester.
»Wenn sie zu dritt sind, dann halten sie die auch unter Kontrolle.«
»Das denke ich ebenfalls.«
»Schön.« Der Priester räusperte sich. Dann schaute er mich auffordernd an. »Was machen wir?«
»Nichts - warten.«
»Das ist nicht viel. Worauf?«
»Wir gehen auf ihren Plan ein. Die werden uns festhalten, um uns bei Anbruch der Dunkelheit einen entsprechenden Besuch zu schicken, mit dem keiner einverstanden sein kann, die Typen ausgenommen. Sie werden uns die Vampire auf den Hals hetzen.«
»Ja, die aus den Gräbern.«
»Sicher. Die Vampire brauchen Blut. Wir sind die idealen Opfer, und drei Gangster geben den Blutsaugern Rückendeckung. Wenn das keine Zusammenarbeit ist, was ist es dann?«
»Si, da gebe ich dir recht.«

»Es gibt auch keine andere Möglichkeit.«
Ernesto Dorani was da skeptischer. »Das würde ich nicht so sagen. War da nicht noch etwas mit einem Gesicht?«
Für einen Moment kam ich damit nicht zurecht und mußte überlegen. »Gesicht…?«
»Der sterbende Vampir sprach davon.«
»Klar, sicher.« Ich ärgerte mich über meine eigene Vergeßlichkeit. Dabei hatte ich den Raum durchsucht, aus dem der Blutsauger erschienen war, ohne allerdings ein Gesicht entdeckt zu haben. Dennoch mußte das Etwas zu bedeuten haben.
Der Blick des jungen Pfarrers klebte an mir. Der Mann erwartete eine Antwort. Ich legte meine Stirn in Falten und mußte dabei wie ein Schauspieler wirken, der eine Rolle besonders übertrieben darstellte. »Wenn wir weiterhin davon ausgehen, daß der sterbende Vampir nicht gelogen hat, dann muß dieses Gesicht hier zu finden sein.«
»Hier im Haus?«
»Ja.«
»Durchsuchen, John. Eine andere Möglichkeit sehe ich nicht.«
Mein Lächeln fiel kantig aus. »Die halten uns schon auf Trab, auch wenn wir sie nicht sehen.«
»Meinst du die Killer?«
»Wen sonst?«
Ernesto Dorani schüttelte den Kopf. »Ich kann es einfach nicht fassen«, sagte er.
»Was kannst du nicht fassen?«
»Diese drei Männer sind in die Kirche eingedrungen. Sie haben mich mies behandelt, aber das ist nicht das Problem. Ich kann mir einfach nicht vorstellen, daß ich sie mit derartigen Mächten in Verbindung bringen soll. Das war die Camorra, die Vertreter dieser Organisation. Und dann muß ich wieder an den Blutsauger denken, den ich im Garten auf dem Hang gesehen habe.« Er schüttelte den Kopf, hörte aber bald auf, denn diese Bewegung spürte er auch in der verletzten Schulter. »Ab einem gewissen Punkt fehlt mir die Logik, John.«
»Darüber solltest du dir keine großen Gedanken machen.«
»Worüber dann?«
»Keine Ahnung. Zunächst einmal werden wir den Wünschen der Belagerer nachkommen. Das heißt, mein lieber Ernesto, wir bleiben bis zum Anbruch der Dunkelheit hier und werden uns damit beschäftigen, das Haus näher in Augenschein zu nehmen. Es wird etwas passieren, wenn es dunkel geworden ist. Das muß passieren. Erst dann können wir handeln.«
Er nickte, überlegte und fragte: »Hast du eigentlich auch an die Übermacht gedacht, der wir anschließend gegenüberstehen?«
»Si, das habe ich.«

Mehr sagte ich nicht. Ich wußte aber, daß es nicht gut für uns aussah…

***

Wir hatten unseren Vorsatz in die Tat umgesetzt und das Haus durchsucht. Es war leer, und das im wahrsten Sinne des Wortes. Keine Möbel, keine Menschen, nur die kahlen, wie nackt wirkenden Wände und die kalten, blanken Fußböden.

Wir hatten bei unseren Rundgängen immer wieder aus den Fenstern geschaut, um einen Blick in die nähere Umgebung zu werfen. Trotz seiner Wunde hatte sich der junge Priester nicht hängenlassen, was ich ihm hoch anrechnete, aber er hatte ebenso wenig gesehen wie ich. Nur einmal eine Bewegung, die aber auch ziemlich ungenau. Von irgendwelchen Belagerern entdeckten wir nichts.

In der Halle trafen wir wieder zusammen. Hier unten war es etwas kühler. Ernesto Dorani wischte sich den Schweiß von der Stirn. Er atmete heftig und war etwas blasser geworden. Wahrscheinlich erging es ihm mit fortlaufender Zeit schlechter.

»Kann ich was für dich tun?« fragte ich.

Ernesto nickte. »Eigentlich schon. Du brauchst mir nur eine Flasche Wasser zu besorgen.«

»Sonst nichts?«

»Etwas Kühlung für die Wunde.«

»Wenn's weiter nichts ist. Ich versuche mal zu zaubern und…«

»Nein, laß es, John. Mir ist schon der Humor vergangen.« Er schüttelte den Kopf. »Ich habe Bäder gesehen, aber kein Wasser. Als ich die Hähne aufdrehte, kam nur Luft. Die haben hier alles abgesperrt. Niemand braucht etwas.«

Da hatte er recht. Hier brauchte wirklich niemand etwas. Aber was sollten wir tun? Es gab keinen anderen Ausweg, als auf die Dämmerung zu warten. Da war es dann möglich, einen Ausweg zu finden, auch wenn uns die Blutsauger über den Weg liefen.

Des öfteren beobachtete ich den Weg der Sonne in Richtung Westen. Sie wanderte weiter, doch mir kam es so vor, als wäre sie langsamer als sonst. Das konnte auch Einbildung sein, ich wußte es nicht. Ich wußte überhaupt nichts mehr. Die Falle war zugeschnappt, und beim Öffnen der Tür würde geschossen werden.

Der Pfarrer hatte sich gesetzt und mit dem Rücken gegen die Wand gelehnt. »Sollen wir es nicht noch einmal versuchen?« fragte er.

»Den Ausbruch?«

»Was sonst?«

Ich war strikt dagegen. »Das ist zu gefährlich. Da sitzen einige Typen und warten nur darauf, uns abschießen zu können wie die Hasen. Nein, das klappt nicht.«

Ernesto Dorani legte eine Pause ein. »Also warten, bis sie es sich überlegt haben.«
»Ich gehe mal davon aus.«
Er nickte. »Dabei frage ich mich, wer kommen wird. Die Männer oder die Blutsauger?«
»Wir müssen mit beiden rechnen.«
Für einen Moment schloß er die Augen. Dann sagte er: »Hast du in deinem Leben schon einmal über einen Selbstmord nachgedacht, John? Sei ehrlich.«
»Nicht unbedingt.«
»Ich auch nicht - bis heute. Jetzt denke ich darüber nach, was ich machen soll, wenn plötzlich Blutsauger vor mir stehen und ich keine Chance mehr habe. Ist es dann nicht besser, sich umzubringen, obwohl mein Glaube und meine Kirche genau das Gegenteil davon sagen. Aber mit diesen extremen Situationen hat ja kein Kirchenlehrer rechnen können. Wie siehst du das, John?«
»Darüber habe ich noch nicht nachgedacht.«
»Aber ich tue es«, erklärte er mit leiser Stimme, wobei er die Augen geschlossen hielt. »Ich denke ehrlich darüber nach, und ich überlege mir, ob ich es nicht durchführe, wenn es einmal dazu kommen sollte.« Dann winkte er ab. »Es ist müßig, trotz allem. Wir sollten uns lieber auf gewisse Tatsachen konzentrieren.«
»Wie sehen die aus?«
»Das weißt du.«
»Klar, nur denke ich, daß du einige andere hinzugefügt hast.«
»Ja, das Gesicht!«
Da waren wir wieder beim Thema. Dieses Gesicht wollte uns nicht aus dem Kopf. Auch ich hatte in den letzten Minuten mehrmals daran gedacht, es aber nicht angesprochen. Ich hatte es nicht gesehen, ich hatte es nicht gespürt, und dennoch mußte es sehr wichtig gewesen sein. Es war dem jungen Priester nicht aus dem Kopf gegangen.
»Es geht mir nicht aus dem Sinn. Ich habe mittlerweile das Gefühl, etwas übersehen zu haben.«
»Und jetzt willst du nachschauen, denke ich.«
»So ist es.«
»Gut, wo?«
»In diesem Raum, in dem du dich bereits umgesehen hast.« Er streckte mir seine Hand entgegen.
Ich ergriff sie und zog ihn hoch. »Vielleicht verhält es sich bei mir anders als bei dir.«
»Warum sollte das Gesicht es tun?«
»Keine Ahnung. Man kann es mal probieren.«
»Wie du willst.«
Er nickte mir zu. Ein knappes Lächeln huschte über seine Lippen. »Du

willst nicht mit?«
»Nein, ich bleibe hier.«
»Okay, dann verschwinde ich mal.« Er warf einen Blick auf die Tür und schüttelte sich plötzlich.
»Dort, John, hinter dieser Tür befindet sich die Lösung.«
»Was macht dich so sicher?«
»Mein Gefühl, John.«
Dagegen konnte ich keine Einwände haben.

***

Der junge Priester hatte einfach etwas tun müssen. Das lange Warten hätte ihn sonst verrückt gemacht. Immer wieder hatte er gespürt, wie die kalte Wut in ihm hochgestiegen war. Er ärgerte sich über die Lage an sich und auch über seine Verletzung, aber damit konnte er zurechtkommen, nicht aber mit dem Wissen, von etwas Grauenvollem umgeben zu sein, das er weder begreifen noch fassen konnte.
Er hatte die Tür zu diesem fensterlosen Raum aufgestoßen und war für einige Sekunden auf der Schwelle stehengeblieben. Er sah nichts, aber er dachte trotzdem nach, und zwar über seinen neuen Partner John Sinclair, von dem er beileibe nicht enttäuscht war, dessen Reaktion er aber nicht verstand. Er wunderte sich, daß John ihn hatte allein gehen lassen, ohne selbst einen Versuch zu starten, das Zimmer näher in Augenschein zu nehmen. Hatte er Angst? Nein, Ernesto wollte das Gefühl nicht als Angst bezeichnen. Es war etwas anderes, das ihn nicht losließ. Eine gewisse Spannung. Er konnte nicht anders, als darüber nachzudenken, obwohl er einen Schritt in die Düsternis machte.
Sie war kalt und klebrig.
Oder kam es ihm nur so vor?
Ernesto Dorani wußte es nicht genau. Jedenfalls klebte sie an seinem Körper. Sie umgab ihn wie ein schwarzer Nebel. Gleichzeitig schlug sein Herz kräftiger. Er hatte das Gefühl, daß sich jemand in der Dunkelheit vor ihm versteckte, aber das hatte er schon beim ersten Hineinschauen gehabt.
Da war jemand.
Ernesto blieb nicht stehen.
Seine Bewegungen waren genau abgezirkelt. Er schob den rechten Fuß zuerst vor, dann tastete er sich weiter vor, ging, als lägen irgendwelche Hindernisse im Weg, die er überklettern mußte, und blieb, seiner Meinung nach, irgendwo in der Mitte des dunklen Zimmers stehen.
Er war nicht allein!
Ernesto drehte den Kopf. Die Tür war wieder zugeschwungen, aber nicht ins Schloß gefallen. Der dünne Spalt stand offen, und er sah den

hellen Lichtstreifen.
Ein Balken der Hoffnung für ihn.
Selbst die Schmerzen in der Schulter waren durch das Gefühl der Spannung zurückgedrängt worden. Wie eine Klette hielt es ihn fest. Er ging nicht mehr weiter. Auf der Stelle blieb er stehen und drehte den Kopf in verschiedene Richtungen. Irgendwo mußten sie sein und auf ihn lauern, da waren andere Mächte.
Fast wäre er über seine eigenen Gedanken gestolpert. Zumindest hatte er sich darüber erschreckt, weil ihm eben das Unnormale so normal vorgekommen war.
Dieses Zimmer war wichtig.
Er wollte schon nach seinem Begleiter rufen, als dieser Laut im Hals versickerte.
Da war etwas gewesen. Vor ihm und in der Wand.
Dort hatte sich etwas bewegt, das heller war als die Wand. Es zeichnete sich etwas ab.
Seine Augen waren und blieben starr auf diesen Punkt gerichtet. Im Magen breitete sich ein Gefühl aus, das er sich nicht erklären konnte. Die drückende Furcht davor, daß etwas Schreckliches auf ihn zukommen würde und er nichts dagegen unternehmen konnte.
Sein Blick blieb auf einen Punkt konzentriert. Nur von dort konnte die Gefahr kommen.
Warten…
Die Veränderung sehen.
Jemand, der nicht sichtbar war, führte einen ebenfalls nicht sichtbaren Pinsel und bemalte die Wand.
Der Priester hatte längst festgestellt, daß er in diesem Fall nur eine Nebenrolle spielte. Die Regie hatten andere übernommen.
Und sie kamen.
In der Wand zeichnete sich ein Bild ab. Zunächst waren es nur Umrisse, sehr schwach, die allerdings immer deutlicher wurden, je mehr Zeit verstrich. Etwas Unglaubliches präsentierte sich seinen Augen. Er sah nicht nur die Umrisse, er war auch in der Lage, sie zu identifizieren. Dort malte sich ein Gesicht ab.
Zwei Augen mit einem bösen Ausdruck.
Kobaltblau, beinahe strahlend.
Das Gesicht grinste ihn an.
Es war groß, größer als das eines Menschen, und sein Grinsen war einfach tückisch.
Das Maul mit seinen Zähnen. Es wirkte prall gefüllt, und beim ersten Hinsehen war auch nicht viel zu erkennen. Beim zweiten allerdings schon, denn da sah er die beiden spitzen Vampirhauer von oben nach unten ragen, und er sah andere, die von unten nach oben stachen.
Das also war es.

Er hatte das Geheimnis des Zimmers erlebt. Er wußte jetzt, wie das Grauen aussah.

Es war ein Vampirgesicht!

Der junge Priester spürte die Spannung, auch die klebrige Furcht in sich, aber er empfand auch so etwas wie eine stille Freude, daß es ihm gelungen war, das Rätsel zu lösen.

Geschafft!

Er hatte es geschafft!

In diesen Momenten vergaß er seine Verletzung. Es kam ihm nicht mal in den Sinn, kehrtzumachen und John Sinclair Bescheid zu geben. Für ihn hatte die Hölle eine ihrer Türen geöffnet und ihm das Grauen gezeigt. Deshalb fühlte er sich aufgefordert diesen Kampf anzunehmen und das Grauen zu stoppen.

Das Gesicht blieb. Es schimmerte in einem Ockergelb, mit einem Stich ins Braune versehen. In ihm selbst und auch in seiner Nähe zeigten sich Risse und Spalten, als wollten sie das Gesicht jeden Augenblick sprengen, was aber nicht geschah.

Es blieb, und er grinste!

Die Kälte, die es ausstrahlte, traf den Priester tief. Hinzu kam noch etwas anderes. Da mischte sich in den kalten Ausdruck der Augen eine gewisse Faszination, der sich Ernesto Dorani nicht entziehen konnte.

Er mußte bleiben.

Er wollte bleiben.

Aber nicht aus eigenem Antrieb, denn das Gesicht sandte ihm eine Botschaft zu, die sich allein auf ihn bezog.

Komm! Komm her, lockten die Augen.

Der junge Priester war irritiert. Er kam mit der neuen Lage nicht zurecht. Da hatte sich jemand mit ihm in Verbindung gesetzt, nur war es ihm nicht möglich gewesen, herauszufinden, wieso das hatte geschehen können. Der Mund hatte sich nicht bewegt, er hatte keine Stimme gehört, und trotzdem hatte jemand geredet.

Das Gesicht?

Es steckte in der Wand, es war nicht normal, es hätte nicht sprechen können, und trotzdem hatte er die Worte gehört.

Und er ging.

Es war ein Wahnsinn. Ernesto Dorani hatte in diesen Momenten alles vergessen. Es gab nichts mehr, was ihn noch hätte zurückhalten können. Er mußte einfach weitergehen, dieses Gesicht war für ihn das Wichtigste überhaupt in seinem Leben.

Alles andere gab es nicht mehr. Das Gesicht, der Mund, die kobaltblauen Augen, in deren Blick die Faszination des Bösen eingepackt worden war. Sie waren es, die ihn überzeugten und dafür sorgten, daß er nur den einen Weg ging.

Er nickte.

Ich komme schon. Ich komme schon…

Die Gedanken hämmerten, in seinem Kopf. Der Wille war einfach da. Er wollte den unmittelbaren Kontakt, er wollte nicht mehr der Mensch sein, der er einmal gewesen war. Jetzt gab es nur das Gesicht. Es zog ihn wie magisch an. Die große Faszination war einfach da, sie überschwemmte ihn.

Auch als er vorbeischauen wollte, schaffte er dies nicht, er sah nur das Gesicht.

Die Augen lotsten ihn weiter.

So blau, so gnadenlos, so gefüllt mit Dingen, über die er kaum nachzudenken wagte. Das andere Leben lag hinter ihm, er mußte jetzt zu diesem Gesicht in der Wand, das seine Starre längst verloren hatte und dabei war, sich zu bewegen.

Der Mund grinste, die Augen schauten kalt, die Stirn war von einem Muster aus Falten bedeckt, es konnten auch Risse sein, aber er sah keine Haare. Er sah, die Umgebung des Kopfes überhaupt nicht, denn das Gesicht hatte keine Abgrenzung. Es ging übergangslos in die Wand hinein, es war voll und ganz in sie integriert, und darüber kam er nicht hinweg.

Aber er ging.

Die Wand war das Ziel. Das Gesicht hatte ihn längst in seinen Bann geschlagen. Und wo er Furcht hätte empfinden müssen, empfand er plötzlich eine wahnsinnige Neugierde und gleichzeitig eine Gier, sich dem Gesicht hinzugeben.

Dann war er da.

Kurz zuvor hatte er noch die Arme nach vorn gestreckt und die Hände ausgebreitet. Die gespreizten Finger berührten das Gesicht. Er fand keinen Widerstand, und er glaubte, keinen toten Abdruck in der Wand zu sehen.

Das Gesicht lebte!

Es bewegte sich, es lockte ihn. Hätte es Hände gehabt, so hätte es Dorani anfassen können. Das fremde Gesicht befand sich mit seinem auf derselben Höhe. Er hätte sogar den Mund küssen können, und als er nur mehr einen winzigen Schritt von diesem schrecklichen Abbild entfernt war, spürte er den Sog.

Dagegen kam er nicht an.

Der Sog zog ihn nach vorn. Er fiel dem Gesicht entgegen. Keinen Halt fand er, das Gesicht war stärker, und der Priester sah noch, wie sich das Maul noch weiter öffnete. Gleichzeitig hatte er den Eindruck, als wäre sein Holzkreuz glühend heiß geworden. Es war dabei, sich in seine Haut zu brennen, es wollte ihn vernichten, es wollte ihn, ihn…

Seine Gedanken sackten weg.

Längst hatte er sich gegen die Mauer gepreßt, gegen im Prinzip totes Gestein, das aber lebte und an ihn heranwollte. Das Gesicht im Gefüge

drehte sich, der Mund wurde noch weiter aufgerissen, und die gefährlichen Zähne näherten sich einer für ihn lebensgefährlichen Stelle an der linken Halsseite.

Ein Vampir biß!

Das war ein Vampir!

Er würde beißen, und es würde ihm noch nicht einmal etwas ausmachen. Er schwamm bereits jetzt an der Grenze zu einer anderen Welt und würde auch dort hineintauchen.

Er nahm auch einen anderen Geruch war. Den kannte er eigentlich nur von Friedhöfen her, alten Gräbern und leeren Gruften. Der Geruch war widerlich. Das machte ihm nichts mehr aus. Ein beinahe glückseliger Ausdruck war in die Augen des jungen Priesters getreten. Ein Zeichen dafür, wie stark ihn der Blutsauger in seiner Gewalt hatte.

Blut, der andere wollte Blut.

»Ja!« keuchte der Priester. »Ja, nimm mich… saug mich leer. Ich warte darauf…«

Er sackte noch etwas tiefer in die Knie und drehte freiwillig den Kopf, um dem eingemauerten Gesicht eine bessere Chance zu geben.

Nur einmal schrie er noch ärgerlich auf, als der Blitzstrahl seine Augen erwischte…

***

Es war kein richtiger Blitz gewesen, sondern einzig und allein der Strahl meiner Bleistiftleuchte. Ich war dem jungen Priester gefolgt, ich hatte meine Lampe hervorgeholt und das Dunkel genau im richtigen Moment mit diesem hellen Speer aufgerissen.

Ich sah alles.

Und ich ließ mir keine Zeit. Es waren die berühmten Sekunden, in denen ich die Lage erfaßte. Ein Blutsauger steckte in der Wand wie eingemauert. Trotz allem war er noch in der Lage, den Kopf zu drehen und einem seine Zähne in den Hals zu schlagen.

Ein Phänomen, aber auch die Lösung des Rätsels, das dieses Haus umgab. Ich dachte nicht mehr nach. Es waren nur wenige Schritte bis zu meinem Ziel. Bevor der Vampir seine Zähne in den Hals des Priesters schlagen konnte, hatte ich Dorani gepackt und zurückgezerrt. Er taumelte von der Wand und auch von mir weg. Dabei verlor er das Gleichgewicht, fiel zu Boden, wo er liegenblieb und sich nicht aufrappelte.

Ich kümmerte mich nicht um ihn, sondern ausschließlich um das verfluchte Gesicht.

Es hatte seine Haltung wieder verändert und schaute mich jetzt geradewegs an.

Kobaltkalte Augen, beherrscht von einer erschreckenden Gnadenlosigkeit. Eine Fratze wie aus der Hölle entlassen. Ein Maul,

das mir die gesamte Wut entgegenschickte, die dieses verfluchte Gesicht mir gegenüber empfand.

Kälte und Grauen…

Ich ließ mich davon nicht schrecken, denn ich konnte mich voll und ganz auf mein Kreuz verlassen, das ich allerdings noch versteckt hielt, als ich auf das lebende und trotzdem untote Gesicht in der Wand zuging. Es mußte gespürt haben, daß ich kein leichtes Opfer werden würde wie der Priester, denn es war dabei, sich zurückzuziehen.

Bei meiner ersten Durchsuchung des Zimmers hatte ich es überhaupt nicht gesehen. Der Grund lag für mich jetzt auf der Hand. Das Gesicht mußte einfach die Ausstrahlung des Kreuzes gespürt haben. Eine andere Lösung gab es für mich nicht.

Dann hielt ich das Kreuz sichtbar hoch!

Der Vampir in der Wand zuckte zusammen. Ja, es hielt durchaus den Vergleich mit einem lebenden Vampir stand, nur war er ein Teil des Gemäuers.

Mein Kreuz bannte ihn!

Für einen Moment fühlte ich mich gut, einfach wunderbar. Ich hielt ihm das Kreuz entgegen. Er konnte diesem Anblick nicht ausweichen und mußte die kalten Augen einfach darauf konzentrieren.

Der Mund mit den breiten Lippen bewegte sich, aber nicht mal ein Wort drang daraus hervor. Mich erwischte nicht mal ein Gedanke, obwohl ich spürte, daß dort etwas sein mußte. Von diesem Verfluchten in der Mauer ging etwas aus, das durchaus mit einer Botschaft zu vergleichen war. Ich war bereit, sie aufzunehmen, aber sie erreichte mich nicht. Etwas störte. Es war mein Kreuz, überhaupt die starke Aura, die die Angst in den Vampir hineinbrachte.

Dann sprach doch jemand. Nur war es nicht der Vampir, sondern Ernesto Dorani. »Er wird dich holen, John. Er ist stark. Er wollte auch mich. Ich konnte nicht gegen ihn an…«

»Nein, er holt mich nicht. Ich werde ihn holen.«

»Wie willst du das machen?«

»Das wirst du sehen.«

»Aber du weißt nicht, wer er ist.«

»Das ist mir in diesem Fall auch egal. Nur ein vernichteter Vampir ist ein guter Vampir, wenn überhaupt. Manchmal gibt es Dinge, auf die ich keine Rücksicht nehmen kann. Wie lange dieser Blutsauger schon in der Mauer steckt, weiß ich nicht, jedenfalls wird es Zeit, daß er sein untotes Dasein verliert, denn wir wissen jetzt, wer das Blut der Menschen getrunken und sie zu Vampiren gemacht hat.«

Ernesto schwieg. Ich schaute mich nicht nach ihm um. Mich interessierte nur das eingemauerte Gesicht, aus dem mir so unendlich viel Böses entgegenstrahlte.

Aber das blieb nicht so.

Das Gesicht veränderte sich. Da es auf eine gewisse Art und Weise auch menschlich war, vollzog sich diese Veränderung ebenfalls auf eine menschliche Art und Weise.

Zuerst verloren die Augen ihren bösen, blutgierigen Ausdruck. Das Blau blieb zwar noch, aber es war ihm anzusehen, daß sich ein Gefühl der Furcht hineinschlich.

Zuerst die Furcht, dann die Angst!

Eine grausame, eine kalte, eine mörderische Angst, über die ich mich, sofern sie einen Blutsauger betraf, immer wieder freute. Auch ich bin nur ein Mensch, und ich genoß in diesem Augenblick das Gefühl der Macht, die ich über das Böse hatte.

Ja, ich war der Mächtige.

Mein Kreuz half mir dabei.

Näher und näher geriet es an die Wand heran und damit auch an das widerliche Vampirgesicht. Die Chancen, mir jetzt noch zu entkommen, waren gleich null.

»Wer bist du?« Ich hatte ihn angesprochen in der Hoffnung, eine Antwort zu erhalten.

Die erhielt ich nicht. Nur die Lippen bewegten sich in einer Art und Weise, als wären sie aus Gummi.

Mein Lächeln blieb.

Dann stieß ich das Kreuz vor.

Ich hatte mit und ohne Widerstand gerechnet, auch mit einer weichen Masse innerhalb der Wand, aber nichts davon war zu spüren. Nur ein grelles Licht blendete mich, und gleichzeitig hörte ich einen fürchterlichen Schrei, wie er unmenschlicher nicht mehr sein konnte. Der Schrei jagte nicht durch den Raum, er wütete woanders hinein. Er durchfloß die Dimensionen, in die ich keinen Einblick hatte. Er tauchte einfach ab in die Unendlichkeit.

Auf irgendeine Art und Weise gelang es mir sogar, den Schrei optisch zu verfolgen. Das hört sich zwar unsinnig an, war aber nicht so, denn mir gelang ein Blick in die Mauer.

Dort drehte sich das Gesicht hinein wie in einen düsteren Tunnel. Es bestand nur mehr aus hellen Fetzen, die nicht mehr so hell blieben, denn das Gesicht verhielt sich so wie jeder Vampir, der die Macht des Kreuzes zu spüren bekommen hatte.

Es bekam eine andere Farbe, verdunkelte sich - und es löste sich plötzlich auf.

Als dunkle Fetzen wirbelte es davon. Es war mir gelungen, den namenlosen Vampir zu vernichten, und ich spürte so etwas wie eine tiefe Befriedigung, als ich gegen die jetzt leere und normale Stelle in der Wand leuchtete und mich dann erst langsam zu Ernesto umdrehte.

Der hatte zugeschaut. Vom Lichtstrahl getroffen, sah sein Gesicht noch bleicher und käsiger aus, als es ohnehin schon war. Er schüttelte

den Kopf, ohne daß er etwas gesagt hätte. Seine Augen hatten einen stieren Blick bekommen, und erst als er mein Lächeln sah, da ging es auch ihm wieder besser.

»Geschafft?«

»Ja.«

Ernesto preßte die Fingerspitzen gegen die Stirn. »Mein Gott«, flüsterte er, »wer hätte damit rechnen können, daß dieses Haus ein derart schreckliches Geheimnis birgt? Ich nicht, verdammt, ich bestimmt nicht.«

»Das war einmal.«

»Gut, John, gut.« Er nickte. »Aber wir sind doch nicht aus dem Schneider, oder?«

»Wohl nicht.«

»Da draußen warten noch die Killer.«

Ich half ihm auf die Beine. »Zunächst können wir froh sein, daß dieses Haus wieder normal ist. Es wird, wenn ich das mal so sagen darf, keine Vampire mehr produzieren.«

Er dachte einen Moment nach. »Ja, du hast recht. Die… die Blutsauger draußen müssen Opfer von ihm gewesen sein.« Er ballte die Hand zur Faust. »Aber die sind noch da.«

»Bestimmt.«

»Und die drei Mafiosi auch.«

»Darauf kannst du dich verlassen. Sie werden sauer sein, wenn sie keinen Nachschub an lebenden Toten mehr produzieren können. So leicht können sie dann ihre Feinde nicht mehr verschwinden lassen.«

Der Pfarrer überlegte einen Moment. »Ich frage mich, ob sie es schon wissen.«

»Woher sollten sie? Dieser Raum hat keine Fenster, und die Killer haben keine Röntgenaugen. Nein, nein, sie werden von dem nichts mitbekommen haben, denke ich.«

»Das werden wir ja sehen. Es bleibt, wie es gewesen ist, John, wir müssen den Ausbruch versuchen.«

»Richtig. Allerdings bei Dunkelheit. Ich glaube kaum, daß diese Männer mit Scheinwerfern ausgerüstet sind, die das Haus von vier Seiten anstrahlen.«

»Du kannst einem schon Hoffnung machen.«

»Das gehört zum Job.«

»Ach ja, ich wollte mich noch bei dir bedanken, John. Du hast mich gerettet. Ich hätte es aus eigener Kraft nicht mehr geschafft. Du kannst dir nicht vorstellen, wie dieses Gesicht reagierte und welche Kraft in ihm steckte. Das ist der blanke Wahnsinn gewesen. Nicht nur unmöglich, auch unbegreiflich. Ich komme damit noch immer nicht zurecht.«

Beinahe hätte ich ihm die Hand auf die Schulter gelegt. Im letzten

Augenblick erinnerte ich mich an seine Verletzung und ließ es bleiben. Statt dessen sagte ich: »Laß uns diese ungastliche Stätte verlassen. Es gibt keine eingemauerten Vampire mehr in diesem Haus. Der Bann des Verfluchten ist gebrochen.«

»Dabei wissen wir nicht mal, wer er gewesen ist.«

»Stört dich das?«

»Sicher, ein wenig schon.«

»Mich nicht«, sagte ich und war ehrlich. »Früher einmal hätte es mich gestört, heute aber denke ich anders darüber. Da ist es mir egal. Hauptsache ein Vampir weniger auf der Welt.«

Ich hatte Ernesto nicht überzeugen können, denn er sagte: »Sollte es denn ein Später für mich geben, werde ich trotz allem Erkundigungen über diese Gestalt einziehen. Ich bin fast davon überzeugt, daß einige Menschen aus den umliegenden Orten wissen, was in diesem Haus alles vorgefallen ist. Ja, daran glaube ich fest.«

»Das steht dir frei.«

Ich hatte die Tür als erster erreicht und stieß sie auf. Einen Schritt ging ich in die Halle hinein, in der sich das Dämmerlicht ausbreitete. Den nächsten ging ich nicht mehr, denn auf uns warteten drei Gestalten, und wir starrten zugleich in die Mündungen dreier Waffen. Zwei normale Revolver und eine Maschinenpistole…

Verdammt, wir hätten damit rechnen können! Wir hätten damit rechnen müssen!

Ich ärgerte mich und war schon bereit, mir selbst einen Tritt zu geben.

Das dicke Ende kommt nach, heißt es. In diesem Fall erlebten wir es, und es sah nicht so aus, als wollten die Typen uns entkommen lassen. Eher würden wir das Haus mit den Füßen voran verlassen.

Der Kerl mit der MPi stach etwas von den anderen beiden ab. Nicht nur wegen seiner Waffe, auch wegen seines Haarschnitts, denn er hatte einen Zopf, der in seinem Nacken baumelte.

Die anderen beiden wirkten wie Brüder. Beide waren dunkelhaarig, und sie hatten ihre Haare ziemlich kurz geschnitten. Ihre Gesichter malten sich bleich darunter ab, und die Lippen waren zu einem Lächeln verzogen.

Einer von ihnen trat vor. Mit seinem Revolver zielte er auf mich. Die Mündung sah aus wie ein dunkles Loch, und sie war auf meine Stirn gerichtet. »Wer bist du?«

»Engländer.«

»Aha… aber du hast einen Namen?« fragte er schnell.

»John Sinclair.«

Der Knabe nickte so, als sagte ihm dieser Name etwas. »Wie kommst du ausgerechnet in unser schönes Land hier? Hat der Pfaffe dich hergeholt, Engländer?«

Ich wollte Dorani aus dem Spiel lassen und schüttelte den Kopf. »Nein, er hat damit nichts zu tun. Ich kam zufällig vorbei, denn wir kennen uns aus früheren Zeiten.« Ich hoffte, daß Ernesto den Ball auffing, was er auch tat.

»Ja, wir haben uns in London kennengelernt, und John wollte, wenn es seine Zeit zuließ, vorbeikommen.«

»Ah, so ist das also.« Der Sprecher grinste und drehte kurz den Kopf. »Glaubst du das, Evani?«

»Nein.«

»Ich auch nicht.«

»Was glaubst du dann?«

»Nun.« Maldini überlegte kurz. »Ich denke, daß dieser Engländer ein Bulle ist.«

»Warum?«

»Er sieht so aus. Zudem sind keine guten Nachrichten aus diesem Land gekommen. Wir haben einen Verräter in den eigenen Reihen, das wissen wir. Man wunderte sich darüber, wo einige unserer speziellen Feinde geblieben sind. Es ist aufgefallen, denke ich mir. Da haben sie eben keinen aus Italien genommen, sondern jemand aus England. Es spielt aber keine Rolle. Wir werden sie ihnen überlassen.«

»Sehr gut«, meldete sich der mit dem Pferdeschwanz.

Ich sagte etwas anderes. »Das Gesicht gibt es nicht mehr. Die Wand ist wieder normal.«

Maldani war nur für einen Moment geschockt. Dann fragte er: »Campos soll es nicht mehr geben?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Er hat das Haus verlassen.«

Der Killer starrte mich an, als könnte er nichts davon glauben. Dann gab er Evani den Befehl, in den anderen Raum hineinzugehen. Der zögerte einen Moment, es war ihm wohl nicht ganz geheuer, dann ging er trotzdem hinein.

Wir warteten. Vielleicht hatte ich einen Fehler begangen, den Männern zu erzählen, was geschehen war, aber ich hatte sie auf der anderen Seite aus dem Konzept bringen wollen. Sie waren bisher sehr sicher gewesen, sie hatten sich auf die Vampire verlassen und sie praktisch zu ihren Verbündeten gezählt. Wenn es das nicht mehr gab, standen sie am Beginn. Entweder ließen sie uns laufen, was durchaus sein konnte, denn es gab keine Beweise gegen sie, oder sie erschossen uns. Dann luden sie sich zwei Morde aufs Gewissen. Bei einem Priester und bei einem Ausländer würde das Unruhe geben. Ich an ihrer Stelle hätte es nicht getan und wäre mit der anderen Möglichkeit zufrieden gewesen.

Evani kehrte zurück.

»Und? Was hast du herausgefunden?«
»Nichts.«
»Was heißt das - nichts?«
»Ich habe kein Gesicht gesehen.«
Maldini schwieg für einen Moment. »Auch nichts gespürt? Man sprach von einer Aura.«
Evani hob die Schultern. »Da war alles normal.« Er wies mit der Mündung auf die wieder geschlossene Tür. »Ich glaube, der Bulle hat recht. Campos ist nicht mehr da.«
»Und wer war Campos?« fragte der Priester.
»Ein Blutsauger«, flüsterte Maldini. »Einer, der hier eingemauert worden ist. Vor langen, langen Jahren. Es soll noch zur Zeit der großen Dogen gewesen sein. Man hat ihn schlichtweg vergessen, aber er war nicht tot, er lebte wieder, er wollte Blut, und dieses Blut gab ihm Kraft. Wir haben die alte Geschichte gehört.« Maldini schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht daß ihr ihn vernichtet habt. Er hat sich euch nicht gezeigt, er wollte, daß seine Brüder frisches Blut bekommen.« Sein Gesicht verzog sich zu einem scharfen Grinsen. »Verdammt, das wollen wir auch. Wir wollen, daß unsere Freunde in den Gräbern satt werden. Sie sollen schließlich nicht umsonst gestorben sein. Das ist die neue Methode, Leichen verschwinden zu lassen. Man macht sie zu Vampiren und gibt ihnen Gräber. Man muß eben erfinderisch sein, und der auf ewig Verfluchte wird uns sicherlich dafür seine Dankbarkeit erweisen.«
Mir gefiel seine Rede, denn alles deutete darauf hin, daß er sich für die Möglichkeit entschlossen hatte, uns den Blutsaugern zu übergeben. Mir war das recht, auch wenn ich nicht so tat und ihm eine gewisse Furcht vorspielte.
»Was soll das heißen? Wie soll ich das verstehen? Die Vampire sollen unser Blut trinken?«
»So wird es sein.« Maldini lachte, und die anderen beiden fielen mit ein. »Es wird doch wunderbar sein, wenn wir einen Pfaffen und einen Bullen als untoten Blutsauger durch die Landschaft laufen sehen. Das ist einmalig, das war noch nie da.«
Ich senkte den Kopf.
Neben mir atmete der Pfarrer heftig.
Die drei Mafiosi hatten ihren Spaß. Sie zogen sich zurück. »Blut«, sagte Maldini. »Unsere Freunde haben lange kein Blut mehr bekommen. Sie gieren danach. Sie können es in ihren Gräbern kaum noch aushalten. Die Sonne hat bereits an Kraft verloren. Bald wird sie untergegangen sein, das ist dann ihre Zeit. Dreht euch um!«
Wir taten es.
Ich wußte, was kam, ich warnte Ernesto mit einem Blick. Beide kamen wir trotzdem nicht davon.

Zwei Schläge erwischten uns im Nacken.
Für mich versank die Welt in einem reißenden Strudel, und ich wußte, daß es Ernesto nicht anders erging…
Dann erwachten wir!
Irgendwann krochen wir aus dem Dunkel der Bewußtlosigkeit hervor. Ich hatte das Gefühl, als läge Schleim um meinem Körper, der sich immer mehr verdichtete und mich festhalten wollte. Mein Kopf schmerzte, aber mehr im Nacken als im Schädel, denn im Nacken hatte mich der wuchtige Hieb getroffen.
Ich hörte das Stöhnen und die flüsternde Stimme. Neben mir war ein Schatten dabei, sich aufzurichten. Der junge Priester war zur selben Zeit aus seinem Zustand erwacht wie ich.
»Jetzt haben sie uns, John…«
Ich sagte nichts. Dafür tastete ich meinen Körper nach Waffen ab und war froh, daß man mir die Beretta und das Kreuz gelassen hatte. Mochten die drei Männer in ihrem Job auch noch so abgebrüht sein, was für sie nicht sein durfte, das konnte nicht sein. Sie wußten ja nicht, mit wem sie es tatsächlich zu tun hatten. Für sie waren wir glücklicherweise nur ein Polizist und ein Priester. Das hatte uns wohl das Leben gerettet.
»Kannst du aufstehen?«
»Ich würde am liebsten liegenbleiben, John.«
»Das geht nicht. Wir müssen weg.«
»Sie waren noch nicht da, wie?«
»Nein.«
»Sollen wir hier nicht auf sie warten?«
Ich stellte mich erst einmal hin, was gar nicht so einfach war. Sicherheitshalber nutzte ich die Wand als Stütze. Dann dachte ich über den Vorschlag des Priesters nach, der gar nicht mal so unübel war.
Ich kannte die Blutsauger, ich wußte, wie sie reagierten, wenn sie Blut witterten, dann waren sie nicht mehr zu halten, und sie würden unser Blut riechen, trotz der dicken Hausmauern. Also mußten wir damit rechnen, daß sie auch kamen.
Ernesto Dorani hatte sich ebenfalls hingestellt. Mit beiden Händen hielt er den Kopf umklammert.
Dabei hatte er sich mit dem Rücken gegen die Wand gedrückt. »John, du kannst sagen, was du willst, aber zu einem Spaziergang fühle ich mich momentan nicht in der Lage. Da bin ich ehrlich.«
Ich war es auch und mußte einsehen, daß wir gegen blutgierige Vampire kaum eine Chance hatten.
Nicht in unserem Zustand und auch nicht im freien Gelände.
»Hast du dich entschieden?«
»Si, Ernesto, wir werden warten.«

»Damit bin ich einverstanden.«

Daß es ihm schlecht ging, war ihm anzusehen, aber er riß sich zusammen. Er stöhnte und beschwerte sich nicht, nur wollte er sich hinsetzen, was ich verstehen konnte. Mit dem Rücken lehnte er sich gegen die Wand. »So geht es besser.«

Ich holte meine Beretta hervor und hielt sie ihm hin. »Du solltest sie nehmen, Ernesto.«

»Warum?«

»Sie ist mit geweihten Silberkugeln geladen, tödliche Geschosse für einen Blutsauger.«

»Aber was hast du…?«

»Mein Kreuz!«

Er sagte nichts und nickte nur. Ernesto hatte mich als »Chef« akzeptiert, denn ich war der Fachmann. Er sah sich die Beretta an und meinte: »Sogar ein italienisches Modell.«

»Kennst du es?«

»Ja, aber ich habe damit noch nicht geschossen.« Er schüttelte den Kopf. »Spielt auch keine Rolle. Ich denke schon, daß ich mit diesem Schießeisen zurechtkomme.«

»Okay, dann halte Tür und Fenster im Auge.«

»Moment mal, John, was machst du?«

»Ich werde dich allein lassen.«

»Du willst raus?«

»Ja.«

»Und die Mafiosi? Auf so etwas warten die doch nur. Sie… die… wollen dich vor die Mündungen kriegen und abschießen wie einen Hasen in freier Wildbahn.«

»Da bin ich mir nicht sicher. Ich gehe eher davon aus, daß sie das Feld den Vampiren überlassen haben. Sie verlassen sich ganz auf sie. Es kann sein, daß sie das Haus beobachten, aber nur, um zu sehen, wie wir verlieren.«

»Der Herrgott möge dir deinen Glauben erhalten.«

»Aber immer doch.« Ich winkte ihm noch einmal zu und näherte mich der Außentür.

Es ärgerte mich, daß mein Kopf schmerzte. Bei jedem Auftreten spürte ich die Stiche. Ich mußte ziemlich lange bewußtlos gewesen sein, denn von der Sonne draußen war nichts mehr zu sehen. In der Luft lag ein klebriger Geruch, als ich vorsichtig den ersten Schritt nach draußen machte.

Die Schatten waren länger geworden. Sie bedeckten den Hang, sie waren die Helfer des Bösen, von dem ich noch nichts sah. Das mußte nichts heißen. Wenn Vampire Blutdurst hatten, dann kamen sie schon in der Dämmerung aus ihren Grüften.

Ich stellte mich als Lockvogel hin. Das Kreuz hielt ich bewußt in der

Tasche versteckt. Ich würde es erst hervorziehen, wenn sich ein Blutsauger unmittelbar an mich herantraute.

Noch bewegte sich nichts.

Das Haus warf ebenfalls einen breiten Schatten, in dem ich stehengeblieben war. Der Wind war eingeschlafen. Es war widerlich schwül und drückend, die Luft zirkulierte nicht. Es bewegte sich kein Zweig.

Wo waren sie?

Wo steckten die drei Mafiosi?

Ich konnte mir einfach nicht vorstellen, daß sie das Weite gesucht hatten. Eine derartige Chance zum Zuschauen ließen sie sich nicht entgehen. Da konnten sie endlich erleben, wie es ihren Feinden ging, aber davon wollte ich mich nicht verrückt machen lassen.

Ich ging noch zwei Schritte vor. Der Himmel hatte keine dunkle Farbe angenommen, er war auch nicht hell. Er befand sich in einem ungewöhnlichen Zwischenstadium. Grau, nicht direkt dunkel, noch leicht rötlich. Ein Farbenspiel, das sich über dem Meer traf.

Es war still.

Seltsam still. Kein Vogel schrie, sang oder zwitscherte sein Nachtlied. Die aus der Ferne anströmenden Geräusche wurden von den Büschen und Bäumen auf dem Hang abgehalten, so daß sie meine Ohren nicht mal als fernes Rauschen erreichten.

Um in die Richtung der Gräber zu schauen, mußte ich meinen Blick nach links richten. Deshalb ging ich davon aus, daß die Blutsauger auch von dort erscheinen würden, und ich stellte mich darauf ein.

Ich hörte Tritte.

Vor mir.

Irgendwo zwischen den trockenen Büschen, eingehüllt von dichten Schatten. War es nur einer oder mehrere? Ich wußte es nicht.

Noch erreichte mich kein typischer Modergeruch eines Vampirs, aber die Geräusche blieben. Da knackten trockene Zweige, da raschelte es, und ich war plötzlich davon überzeugt, es mit mehreren Blutsaugern zu tun zu bekommen.

Sie wollten ins Haus. Ich aber stand ihnen im Weg, und ich würde nicht weichen. Die Blutsauger waren sich ihrer Sache sehr sicher. Sie bewegten sich einzig und allein von der Vorderseite her auf das Haus zu, das kam mir natürlich gelegen.

Das Kreuz steckte in der Tasche. Meine Hand bewegte sich dorthin. Im selben Augenblick sah ich vor mir die drei dunklen Gestalten. So plötzlich, als wären sie aus dem Boden gestiegen. Sie standen dicht zusammen, als wollte der eine dem anderen Schutz geben.

Drei Vampire!

Das mußte zu schaffen sein.

So dachte ich, bis ich das Kichern schräg hinter und über mir hörte.

»Rühr dich nicht, Engländer, ich habe dich genau im Visier!«
Da wußte ich, wer mit der Maschinenpistole auf mich zielte.
Der Killer mit dem kleinen Zopf!
Perfekt, wirklich perfekt. Dieses Kompliment mußte ich der Gegenseite einfach machen. Sie hatten mich eiskalt auflaufen lassen. Zumindest wußte ich, wo einer von ihnen steckte, die beiden anderen hatten sich noch nicht gezeigt. Wahrscheinlich schauten auch sie aus sicherer Deckung zu, wie es mir erging.
Es wäre für mich tödlich gewesen, den Standort zu wechseln. Ich tat es nicht und sagte es dem Killer auch. »Keine Sorge, ich werde meinen Freunden schon nicht aus dem Weg gehen.«
»Das hoffe ich dann für dich.«
Sie gingen weiter. Sie kamen näher. Sie schälten sich aus der Dunkelheit hervor, als hätten sie soeben den düsteren Hintergrund einer Bühnendekoration verlassen.
Obwohl sie sicherlich verschieden aussahen, wirkten sie doch wie Drillinge. Die dunkle Kleidung, an der die Erde klebte, die bleichen Gesichter, die verschmutzten Haare und die dunklen Augen, die sich von der bleichen Haut deutlich abhoben.
Sie funkelten mich an.
Über mir hörte ich den Killer lachen und schwer atmen zugleich. Es war ein Wunder, daß er so etwas schaffte. Ich wartete darauf, daß die Blutsauger ihre Arme nach mir ausstreckten, um mich zu Boden zu reißen.
Noch waren sie zu weit entfernt, und sie überraschten mich auch, denn einer von ihnen drehte ab, ließ mich stehen und bewegte sich auf die Haustür zu.
Klar, dahinter befand sich noch ein Opfer. Der Untote würde in das Haus eindringen und sich auf den Pfarrer stürzen.
Der Killer auf dem Vordach konnte nicht mehr an sich halten. »Jetzt holt er auch den Pfaffen.«
Der einzelne Vampir schritt schneller aus. Dabei sah ich, daß er seine Schwierigkeiten hatte. Er war noch geschwächt und zog die Beine hinter sich her. Er brauchte Blut, und wenig später wußte ich ihn schon in meinem Rücken.
Kein angenehmes Gefühl.
Er war an der Tür.
Ich hörte, wie er sie aufstieß. Tun konnte ich nichts, denn die beiden anderen bleichen Fratzen erschienen dicht vor mir wie breite, tanzende Ballons.
Auf dem Vordach freute sich der Killer.
Und nach mir griffen vier leichenkalte Klauen…
Draußen war es nicht mehr still geblieben, das hatte der zurückgebliebene Priester deutlich gehört.

Da sprach jemand, aber es war nicht John, und ein Vampir konnte es auch nicht sein.
Also einer der Killer.
Die Falle war aufgebaut. Nicht nur die Blutsauger hatten sie geschlossen, auch die Mafiosi waren daran beteiligt, und plötzlich spürte der Mann einen Druck im Leib, daß ihn beinahe übel wurde. Es war so etwas wie die Gewißheit, es nicht schaffen zu können. Er stand dicht vor dem Ende, und selbst die Waffe in seinem Schoß hatte plötzlich für ihn das Doppelte ihres Eigengewichtes.
Er legte seine rechte Hand darauf.
Es fiel ihm schwer, die Beretta anzuheben. Die Luft in der Halle glich der einer Sauna. Wohl nie zuvor hatte der junge Priester dermaßen geschwitzt.
Warten… oder hingehen?
Er wußte nicht, was er tun sollte. Er konzentrierte sich auf die Außengeräusche und hörte für eine Weile nichts. Bis er plötzlich zusammenschrak, denn da hatte er gemerkt, daß sich jemand direkt an der Tür befand. Sehr dicht.
Bestimmt nicht John.
Ein Vampir?
Es war nicht sehr hell im Raum. Durch die Fenster kroch die tiefe Dämmerung und hatte sich verteilt. Schatten lagen wie angeklebt auf dem Boden, bewegten sich nicht, nur der Pfarrer hob seinen rechten Arm und umklammerte auch mit der linken Hand seine rechte, in der er die Pistole hielt.
Er zielte auf die Tür.
Noch war sie geschlossen, bis sie plötzlich einen Stoß erhielt.
Dorani hatte nicht gesehen, daß sich die Klinke bewegte. Er sah aber die offene Tür und kriegte sogar noch mit, daß sich am Eingang etwas tat.
Dort war John Sinclair, aber an ihn wollte er nicht denken, denn ein anderer war da.
Er stand im offenen Türrechteck!
Obwohl es nicht die erste Begegnung mit einem Blutsauger war, erschrak der Pfarrer zutiefst. Da stand das personifizierte Böse. Geduckt, beinahe schwach, und die Gestalt gab sich einen Ruck, als sie in die Halle hineinging.
Sie bewegte sich nicht schnell, sie ging dennoch zielstrebig auf das Opfer zu.
Daß draußen etwas passierte, hörte er am Rande. Näher konnte er sich damit nicht beschäftigen, er mußte sich um das eigene Schicksal kümmern.
Sein Leben war wichtig!
Er war ein Mann der Kirche, die das Reich Gottes auf Erden vertritt.

Ernesto hatte die Gewalt bisher in seinem Leben völlig abgelehnt, nun aber kam er nicht daran vorbei, sie einzusetzen. John Sinclair hatte von geweihten Silberkugeln gesprochen, die im Magazin der Beretta steckte. Diese Tatsache ließ ihn den Gedanken an die Gewalt besser ertragen, worüber er sich wunderte, aber er konnte sich wenigstens auf seine Aufgabe konzentrieren.

Der Vampir roch das Blut. War er kurz nach dem Eintritt in die Halle noch torkelnd gegangen, so hatte sich seine Gestalt jetzt gestrafft. Die Nähe des Menschen machte so etwas möglich, und noch einmal holte er aus. Ja, so wirkte es. Als würde er ausholen wie ein Tennisspieler, aber er wuchtete nur seinen Körper von der Seite her in die Senkrechte.

Der Geistliche schoß.

Er hörte das Krachen der Waffe, er spürte den Ruck zwischen seinen Händen, auch er selbst konnte einen Schrei nicht unterdrücken, und er mußte mit ansehen, daß es ihm nicht gelungen war, den Blutsauger zu stoppen. Der Vampir ging weiter. Die Kugel hatte gefehlt. Nach wie vor lagen alle Chancen auf seiner Seite.

Nur kurz hatte der Blutsauger innegehalten. Nicht länger als ein, zwei Sekunden, dann war er wieder unterwegs.

Der Pfarrer streckte die Arme vor. Die Waffe hielt er jetzt noch fester. Dann schoß er wieder.

Und diesmal jagte er drei geweihte Silberkugeln dicht hintereinander aus dem Lauf.

Er sah auch, wie der Blutsauger stürzte…

Zwei andere hatten sich auf mich gestürzt. Ich stand noch immer in der Zielrichtung der verfluchten MPi und hatte mich deshalb nicht getraut, mich falsch zu bewegen. Das konnte ich erst tun, wenn die Vampire nach mir gegriffen hatten.

Das taten sie auch.

Ihre Hände waren wie Eiskrallen. Sie drückten mich zu Boden. Die stinkenden und blutgierigen Untoten machten sich über mich her. Sie wollten zugleich ihre Zähne in die verschiedenen Seiten meines Halses schlagen, aber da waren sie an den richtigen gekommen. Ich wußte mich zu wehren.

Diesmal hinderte mich niemand daran, die rechte Hand in die Tasche zu schieben. Den linken Arm hatte ich hochgedrückt und meine Finger gekrümmt in die bleiche Haut seines Gesichts gegraben.

Hände rissen an meinem Hemdkragen.

Zähne wanderten auf meinen Hals zu.

Wie aus weiter Ferne hörte ich Schüsse und zugleich einen wütenden Schrei.

Das alles interessierte mich nicht mehr, denn ich hatte endlich mein Kreuz frei.

Das Gesicht tauchte auf.
Da war das Kreuz.
Der Treffer war fürchterlich. Ebenso wie der Schrei. Plötzlich zuckte der Vampir in die Höhe, als hätte er von mir persönlich einen Tritt bekommen. Er warf noch die Arme hoch, er suchte nach einem Halt, den es nicht gab.
Dafür bekam ich ihn, denn ich riß den zweiten Untoten an mich heran und preßte ihn als Deckung gegen mich, wobei ich gleichzeitig auf die Beine kam.
Schoß der Killer mit dem Zopf?
Nein, er feuerte nicht.
Ich sah seine Schattengestalt auch nicht mehr auf dem Vordach. Dafür hörte ich die schrille Stimme des Priesters.
»Bewegen Sie sich nicht, sonst schieße ich!«
Der Killer aber lachte nur…
Ernesto Dorani hatte den Vampir fallen sehen. Er blieb auch liegen und rührte sich nicht mehr.
Plötzlich durchströmte ein gutes Gefühl den Pfarrer, das aber nicht lange anhielt, denn er war noch dabei, sich auf die Beine zu stemmen, als eine zweite Gestalt in der offenen Tür erschien. Die bewegte sich schnell wie ein Mensch, und sie hielt einen länglichen Gegenstand zwischen ihren Händen.
Es war der Killer mit dem Zopf!
Der huschte in den Raum, sah den Körper dort liegen und war für einen Moment irritiert. Leider nicht lange genug, wie der Priester meinte, denn er fing sich sehr schnell.
Und er wollte angreifen.
»Bewegen sie sich nicht, sonst schieße ich!«
Der Killer lachte nur. Er riß seine Waffe hoch, und wieder drückte Dorani ab. Seine verletzte Schulter behinderte ihn bei diesem Streß nicht mehr, alles war nur auf den einen Punkt konzentriert, auf die Rettung seines eigenen Lebens.
Die Kugel traf.
Der Killer schrie erstickt. Er fiel zu Boden, verlor seine Waffe, und einen Moment später erschienen abermals zwei Gestalten in der offenen Tür.
Sinclair und einer der Blutsauger!
»Nicht mehr schießen, Ernesto!« rief ich. Gerade noch rechtzeitig, denn der Geistliche hatte meine eigene Beretta schon auf mich gerichtet gehabt. Als ihn mein Ruf erreichte, ließ er sie sinken, und er schaute zu, was der dritte Vampir tat.
Der war von mir quer durch die Halle geschubst worden. Nun lag er auf dem Bauch und war zunächst nicht in der Lage, sich zu erheben.
Ich ging auf ihn zu.

Am Boden lag auch der Mafioso. Wo ihn die Kugel getroffen hatte, sah ich nicht, er war verletzt und traf keinerlei Anstalten, auf die Beine zu kommen.

Ich ging an ihm vorbei.

Der Blutsauger versuchte, von mir wegzukriechen. Es war ein Unterfangen, das keinen Erfolg haben konnte. Ich war schneller, und plötzlich spürte auch er mein Kreuz.

Sein gellender Schrei ließ selbst den Verletzten zusammenzucken. Der Untote hatte sich noch auf die Seite gedreht. Aus seinem weit geöffneten Mund floß eine dicke Flüssigkeit, die sich klatschend auf den Fußboden ergoß.

Es war sein Ende.

Wir hatten es geschafft.

»John…«

Eine dünne Stimme erreichte mich. Angst schwang in ihr mit. Den Grund sah ich.

In der Tür standen die beiden anderen Mafiosi mit schußbereiten Revolvern…

War alles umsonst gewesen? Würden sie jetzt abdrücken und uns in den Tod schicken.

Alles wies darauf hin, aber sie zögerten trotzdem, und das wiederum ließ in mir einen Funken der Hoffnung aufblitzen. Ich sprach sie an. »Noch sind nur die Blutsauger vernichtet. Gestalten also, die schon tot waren. Es liegt an euch, ob es so bleibt.«

»Was ist mit Baggio?« fragte Maldini. Damit meinte er den dritten aus der Runde.

»Er ist nicht tot. Ihr könnt ihn nehmen und verschwinden. Meine Aufgabe ist erledigt.«

Sie überlegten. Ich ging davon aus, daß sie Profis waren, und besonders mein letzter Satz mußte ihnen dann zu denken gegeben haben. Zudem war es nicht meine Aufgabe, sie zu jagen. Ein Mord an einem ausländischen Polizisten und an einem Pfarrer mußte auch ihnen zu denken geben. Was sie hier taten, war nicht meine Angelegenheit, sondern die der italienischen Kollegen.

Die Zeit bis zu einer Reaktion kam mir unendlich lang vor. Schließlich nickte Malfini. »Gut, wir werden ihn mitnehmen«, sagte er. »Wenn wir verschwunden sind, könnt auch ihr das Haus verlassen.«

»Abgemacht«, erwiderte ich.

Sie packten ihren Killer-Kollegen und zogen davon. Ich glaubte fest daran, daß sie irgendwann einmal der Polizei ins Netz gehen würden, aber wir hatten damit nichts mehr zu tun.

»Auf ewig verflucht?« fragte Ernesto und grinste mich an.

»Wir nicht, mein Lieber.«

»Darauf sollten wir einen trinken. Trotz der Kopfschmerzen, die ich

habe, aber mit einem Rotwein lassen sich auch die längsten Stunden wunderbar verkürzen.«

Es stand fest, daß ich dagegen nun wirklich nichts einzuwenden hatte…

ENDE